

Der Ketter von Meisse.



Verlag

Köln.

v. J. P. Bachem

Dieses Prämium ist dem Schüler der

Maximilian Weber
Klein

für seinen Fleiß und sein gutes Betragen aus der
Graf Herberstein'schen Stiftung verliehen.

Glatz, den 4 April 1900

Königliches kath. Gymnasium.

Prof. Dr. Schumke
Direktor.

Der
Ketter von Meisse.

Von
Robert Münchgesang.

Bachem's neue illustrierte Jugendschriften für Knaben.

Jeder Band mit vier Kunstdruck-Bildern und Original-Prachteinband.

Preis M. 3.—.

Fesselnde Erzählungen auf geschichtlicher Grundlage für die reifere Jugend.

Das mächtige Verlangen der reiferen Jugend nach interessantem, romantischem Lesestoff einerseits und die Flut minderwertiger, Geist und Gemüt verflachender moderner Indianer- und Räubergeschichten, welche den Büchermarkt beherrschen, anderseits, veranlaßte die unterzeichnete Verlags-handlung zur Herausgabe dieser neuen Sammlung illustrierter Jugendschriften für die reifere Jugend.

Es sind handlungsreiche, das jugendliche Gemüt fesselnde Erzählungen auf geschichtlicher Grundlage, welche durch kulturgeschichtliche Treue der Darstellung, durch geschickt hineingewobene Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen alter Zeiten das in der Schule Gelernte veranschaulichen und vertiefen. In den dargestellten Charakteren ist das Prinzip des Guten und Schönen kräftig zum Ausdruck gebracht, und die sämtlichen Erzählungen sind von warmer, christlicher Überzeugung durchdrungen.

Das Verzeichniß der bisher erschienenen Bände
siehe vier Seiten weiter.



Hemer v. Heiße.

„Halten Sie den Kerl hier, der plaudert alles aus!“

(Text Seite 117.)

Der Retter von Neisse.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege.

Für die reifere Jugend.

Von

Robert Münchgesang.

Mit vier Farbendruck-Bildern von W. Rohm.



Köln am Rhein.

Verlag und Druck von J. P. Bachem.



8971 S

830-3



ZBIORY SŁASKIE

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Akc K Nr 375 | K | 51.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
1. Kapitel. Die Schatzgräber	1
2. " „Die Kroaten kommen“	17
3. " Preussisches Regiment	27
4. " Cagliostro	47
5. " Unter den Waffen	57
6. " Die Schlacht bei Hochkirch	70
7. " Die Ehre vor allem.	84
8. " Unter falschem Verdacht	91
9. " Verrat	103
10. " Der Trommler	113
11. " Friedrich der Große	124

Kunstdruck-Bilder.

„Das ist für Ihn“ (Text Seite 134).	Deckel-Bild
„Halten Sie den Kerl hier, der plaudert alles aus!“ (Text Seite 117)	Titel-Bild
Der mutige junge Mann ergriff einen noch glimmenden Sparren und schlug damit auf die Reiter los. (Text Seite 22) Nach Seite 48	
Wilhelm bringt dem Unglücklichen in einem zinnernen Becher die ersehnte Gabe. (Text Seite 65).	80
„Das ist Verrätherei, und jetzt kommst du erst recht auf die Wache!“ (Text Seite 111).	112

Bachem's neue illustrierte Jugendschriften für Knaben.

Jeder Band in Ausstattung wie vorliegender

—❖— Mark 3.—❖—

Bisher sind folgende Bände erschienen:

1. **Spartacus, der Sklaven-feldherr.** Erzählung aus dem alten Rom. Von Robert Münchgesang.
2. **Thantmar, der Sugambrier.** Erzählung aus der Zeit Julius Cäsars. Von Robert Münchgesang.
3. **Der Weg zur Wahrheit.** Erzählung aus der Zeit des römischen Kaisers Domitian. Von Robert Münchgesang.
4. **Die Pyramide von Gizeh.** Erzählung aus der ältesten Zeit Ägyptens. Von Robert Münchgesang.
5. **Der ägyptische Königssohn.** Eine Erzählung aus dem alten Nillande. Von Robert Münchgesang.
6. **Von der Pike auf.** Erzählung aus der Zeit des russischen Feldzuges und der Freiheitskriege. Von E. von Pütz.
7. **Kadbert Overstolzen.** Erzählung aus der Zeit des deutschen Kaisers Otto des Großen. Von Robert Münchgesang.
8. **Der Vierherr von Erfurt.** Erzählung aus der Zeit des deutschen Kaisers Rudolf von Habsburg. Von Robert Münchgesang.
9. **Johannes Reuschs Abenteuer.** Eine Erzählung aus der Zeit der Wende des Mittelalters. Von H. Kerner.
10. **Der Gießerbursch von Nürnberg.** Eine Erzählung aus Kaiser Maximilians Tagen. Von Robert Münchgesang.
11. **Der Altar des unbekannten Gottes.** Eine Erzählung aus dem alten Griechenland. Von Robert Münchgesang.
12. **Der Sieg des Kreuzes.** Eine Erzählung aus der Zeit des Kaisers Julian des Abtrünnigen. Von Th. Kellner.
13. **Der Retter von Neisse.** Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege. Von Robert Münchgesang.
14. **Der rechte Falkensteiner.** Eine Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Von Robert Münchgesang.
15. **Walther, der Erzpoet.** Erzählung aus der Zeit Friedrich Barbarossas. Von H. Kerner.



Zur Einführung.

Das Auftreten Friedrichs des Großen bezeichnet nicht nur in der preussischen Geschichte einen Wendepunkt, sondern auch in derjenigen ganz Deutschlands einen gewaltigen Kulturfortschritt. Während die Nachbarstaaten England, Frankreich und Holland, unterstützt durch die Errungenschaften der Technik, begannen, den Erdball zu umklammern, ihrem Gewerbefleiß andere Ziele zu geben, ihrem Handel neue, größere Bahnen zu erschließen, war Deutschland nahe daran, sich in thatenloser Philisterei zu verlieren. Eine pedantische Verwaltung, eine umständliche Rechtspflege, ein langweiliges Verkehrswesen machten den Aufenthalt im Lande schwierig; eine argwöhnische Polizei und ein verkümmelter Zunftzwang hemmten jeden Fortschritt in Gewerbe und Verkehr. Thatenlos sah man der Entwicklung der Nachbarstaaten zu, beneidete das Ausland und fand alles darin bewunderungswürdig. Ein durchreisender Engländer oder Holländer wurde angesehen wie einer von hohem Adel und hatte Zutritt zu allen Kreisen. Kein Wunder, daß das Ausland mit Verachtung auf das gewerblich schlafende und politisch zerflüftete Deutschland herabsah, das zu versauern und zu versumpfen begann. Man glaubte, daß der Deutsche wenig Hirn besitze, und daß seine tüchtigen Hände zum Zuschlagen seine beste Eigenschaft seien. Schon benutzte man seine Arbeitskraft zu seinem

Vorteil und begann einen ruchlosen Kulihandel mit ganzen Regimentern für fremde Kriege. Da erstand ihm ein Held. Und es that not. Ein Held kam aus dem volkreichen, meerumspülten nordischen Flachlande. Wie ein erfrischendes Gewitter wirkte in jener geistig öden Zeit der Donner der Schlachten, Deutschland wachte auf und eine Begeisterung, die bis dahin ungekannt war, griff Platz. Helle Dichterstimmen erschallten, und allen voran sang Vater Gleim:

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gefrönt mit Ruhm und Sieg!

Ein Abschnitt aus den siegreichen Kriegen jenes Helden, dem die Nachwelt den Ehrennamen „der Große“ erteilte, bildet den Inhalt des vorliegenden Buches. Es soll zeigen, wie man in der Heldenzeit Preußens dachte und fühlte, soll auch den Beweis bringen, daß der Krieg nicht nur das Bild und Zeichen der Vernichtung ist, sondern daß er auch Raum giebt für edle Gesinnungen und Gefühle, von deren Ausbildung das Weltgeschick abhängt, wie neben Verabscheuungswürdigem auch schöne Charaktere erstehen und herrliche Thaten vollbracht werden.

Der Verfasser.



I

Die Hahngräber.

Im Dorfe war Hochzeit. Des Müllers Älteste heiratete den Schulzensohn aus dem Nachbarorte, und das war recht. Denn erstlich kam bei dem Paare alles zusammen, was nach guter Bauernregel eben zusammengehört, gleiches Alter, gleicher Stand, gleiches Vermögen, Gesundheit und Lebenslust, dann war es aber auch eine ernste Zeit. Krieg tobte im Lande, Preußen und Oesterreicher stritten heiß um das Schlesierland, Reiterscharen sprengten überall hin, um den Feind zu ermitteln, Beute zu machen, Hafer zu requirieren, Gefangene einzubringen, wichtige Nachrichten zu besorgen oder abzufangen. Verkleidete Spione schlichen umher, Werber aller Staaten trieben offen oder im geheimen ihr Wesen, Deserteure, Marodeure, Räuber und Diebe machten das Land unsicher, Wahrsager, Zauberer und Goldmacher suchten unredlichen Gewinn. Die Zeit war kriegerisch und gewaltthätig, und gerade da bedarf das Weib der Stütze des Mannes, wie dieser ihren Trost und ermutigenden Zuspruch.

Die Hochzeit wurde mit großem, bäuerischem Aufwand gefeiert, denn der Müller, der zwar, was das bare Geld anbe-

langt, nicht sehr reich war — sein Vermögen steckte im Grund und Boden —, wollte sich nicht lumpen lassen. Das ganze Dörfchen war daran beteiligt. Die Burschen knallten mit Pistolen und hatten ihre Freude daran, die Mädchen recht zu erschrecken. An der Mühle war der Jubel am größten. Die Braut in ihrem Festschmucke, mit ihren Festjüngfern in geblühten Rattumkleidern, mit bunten Miedern nach polnischem Schnitt und kronenartigem, großartigem Aufpuße, die Bauernsöhne mit ihren kurzen Jacken, Pelzkappen, bunten Westen und Schnallenschuhen, die alten Männer mit ihren knopfreichen, langen Röcken, dreispitzigen Hüten, alle mit qualmenden, holländischen Thonpfeifen, das bot einen sehr lustigen Anblick.

Die jungen Burschen sahen insbesondere gut aus. Heute sah man sie doch einmal in ihrer jugendlichen Schönheit und Kraft, sonst hielten sie sich verborgen aus Angst — vor den heimtückischen Werbern! Die armen Kerle wandten alle List an, um sich vor diesen grausamen Menschenjägern zu retten. Sie setzten Perücken auf, daß sie aussahen wie Greise, färbten die Nasen rot mit Mennige, heuchelten Kraftlosigkeit und Gebrechen und — wurden schließlich doch überlistet; nur ein paar Jahre später, und keiner von ihnen freute sich mehr im Dorfe seines Daseins!

Der Schulmeister und Schneider des Ortes ließ auf der Tenne die Kinder singen. Da waren die Hochzeitstische aufgeschlagen, und da saßen auch die Musikanten auf Fässern, drei Mann, der eine mit einer Flöte, der andere mit einer Geige, der dritte mit einem Streichinstrument, das seiner Größe und Form nach die Mitte hielt zwischen einem Contrabaß und einem Cello und viele Stürme erlebt zu haben schien. Bettelleute konnten sich natürlich eine so gute Gelegenheit auch nicht entgehen lassen: ein blinder Familienvater und ein paar stehfüßige Invaliden, die aus dem Türkenkriege übrig geblieben

waren und gewaltig aufschnitten — alles das gehörte zu einer schlesischen Hochzeit und erhöhte die Festfreude.

Ein junger Mann nur nahm, wie es schien, keinen Anteil an dem allgemeinen Jubel. Er stand am Mühlenwehr, abgewandt von dem lärmenden Treiben, verdrießlich und in sich gefehrt. Ein stattlicher, hübscher Bursch war es, mit einem Schnurrbarte, dessen Spitzen nach Soldatenart aufwärts gezogen waren. Er hielt die Hände trozig in den Hosentaschen, hatte die Kappe auf ein Ohr gedrückt und faute an einem Strohhalm. Ein preußischer oder österreichischer Werber, der den schlanken, stattlichen Menschen gesehen, hätte gewiß vor Freude einen Luftsprung gethan und alles versucht, ihn an sich zu locken.

Endlich hatte ihn ein Dorfmädchen, die Schwester der Braut, in seiner Trockecke ausfindig gemacht und setzte ihm nun mit beruhigenden Worten zu.

„Du solltest nit glei su harsch sein, Wilhelm,“ sagte sie begütigend.

„Nit harsch sein?“ gab der Bursch' zurück, „fuchsteufelswild bin i! Jetzt könnt' i thun, was mir leid würde später. A Streich möcht' i ihm spielen, die ganze Hurt verderben, wenn's anginge. Hu, i bin wütend und toll! Wer hindert mich, das ganze Dorf anzustecken? Mich im Wehr zu derschiefen oder mit Franz seiner Pistule tot zu derschießen? Er hätt's uf dem Gewissen, i nit.“

Die wilden Worte waren heraus, konnten aber nur jemand erschrecken, der den braven und ordentlichen Burschen nicht kannte, und des Müllers Liesa war die letzte, die das zornige Gepolter ihres gereizten Schazes für bare Münze nahm.

Sie hielt ihm den Mund zu und sagte: „Das sind ja gotteslästerliche Reden für einen Tag wie heute. Sag' mir doch lieber, was er dir sagt hat.“

Der Bursche lachte bitter.

„Schiene und nett und artig hot er mi angelassen; seiner können's die Stadtherren nimmer thun, wenn sie mit den Damens Menuett tanzen oder a Schäferspiel machen.“

„Ach, was du schwägest,“ erwiderte Liesa, „der Vater wird wohl g'sagt hoan, er hätt' heute foa Zeit wegen der Hurt.“

„Rein, viel feiner!“ antwortete der Bursch' in selbstverhöhnendem Tone.

„Nu, dann hat er wohl gemeint, ber möchten noch a paar Jährlein warten, eh' ber Hurt machten. Sei doch klug! Das Heiraten kost' Geld, viel Geld, und du kannst doch nit verlangen, daß er die Ausgabe zweimal im Johr sich ufläd. Hot er dir nit g'sagt, was der Spaß kost'?“

„O jemine,“ antwortete zornig Wilhelm, „da wor's nisch mit artigen und gütlichen Reden: a Watschen hot er mir angeboten, wenn ich ihm noch einmal mit sitten Reden käm', die Hunde wollt' er uf mich loslassen, a Troddel hat er mi geschumpfen . . .“

„Er meint's nit so böß,“ unterbrach ihn beklommen Liesa.

„Er hat gemeint, ich solle mich aus dem Nest scheren, ich wäre ein Lump und ein Feg; ein Müllerknecht wäre nisch für seine Tochter. Ich sollt' zu den Werbern gehen, die Kriegsmacher brauchten Kanonensfutter, hot er g'sagt, und ob so ein Lausbub' wie ich mehr oder weniger in der Welt sei, das sei ihm ganz gleichgiltig. Und damit hot er mir die Thür vor der Nase zugeschlagen.“

Jetzt schwieg Liesa ganz erschrocken, ihr Vorrat an Trostgründen schien auf die Reize zu gehen. Drüben ging die Musik los: Suchheisa, dudeldumdei!

„Jetzt tanzen sie,“ sagte traurig Wilhelm, „da geh' nur hinüber, daß du nit zu kurz kommst. Der Franz ist ein guter

Tänzer, und in so angenehmer Gesellschaft vergißt sich leicht ein armer Teufel wie ich.“

„Ach, sprich doch mit zu!“ schluchzte Liesa.

„Ja,“ fuhr der Bursch' trotzig fort, „ich will ihm den Gefallen thun und den Werbern in die Arme laufen, aber zu den Preußen geh' ich, das weiß ich jetzt scho, weil ihn das giftet, und weil er östereisch g'sinnt is, und vor die Kartätschen will ich mich hinstellen und mich totschießen lassen und einen Soldatentod sterben.“

Nun war es aus mit Liesas Fassung, sie weinte laut.

„Liesa, Liesa!“ rief es aus dem Hause. Sie antwortete nicht. „Liesa!“ rief es wieder, „du mußt in der Küche helfen, spute dich, her werden sonst nicht fertig.“

„Ja, i kumm' scho,“ antwortete sie jetzt und trocknete mit dem bunten Sacktuch die Augen. Dann faßte sie sich und sprach zu dem verzweifeltsten jungen Manne: „Geh' im Altenteil drüben in die Stube, Wilhelm. Von da kannst alles seh'n und hören. Ich reiche dir einen Krug Bier zum Fenster hinein und Schweinebraten g'nug; nachher kumm' i selber ans Fenster, da woll'n her roaten, was zu thun is.“

Mit diesen Trostworten ließ sie den betäubten Burschen stehen und eilte ins Haus.

Der Bursche schickte ihr einen freundlichen Blick nach, die Theilnahme des gemüthvollen Mädchens that ihm wohl. Ob er in jenes Stübchen gehen würde, wußte er freilich nicht; es mußte doch zu traurig sein, dem Festjubiläum so von weitem zuzusehen, und noch dazu in dem engen Raume, wo er sich wie ein Gefangener vorkommen mußte.

Wie er an dem breiten Wehre so unschlüssig hin- und herschlenderte — heute gab es ja kein Geschäft zu versäumen —, da wurde er plötzlich von einer starken Stimme von hinten angerufen. Er blickte dahin und sah einen alten Mann vor sich.

Derjelbe trug die Tracht der Bauersleute damaliger Zeit: langen, dunklen Rock, Dreispiz, Samthosen und Schnallenschuhe. Seine Haare waren schneeweiß; das Gesicht zeigte einen listigen, lauernden Zug. Wilhelm glaubte den Fremden zu kennen — das mußte doch wohl der alte Gerhard sein, der Wunderdoktor, der Prophet der ganzen Gegend, der Ueberall und Nirgend, der sich bei Festen gern einstellte und in vielen Fällen um Rat gefragt wurde, obſchon ihm niemand recht traute. Kein Menſch kannte ſeine Heimat, ſein Geſchäft, ſeine Familienverhältniſſe. Die Kinder verkrochen ſich, wenn er kam, die Frauen hatten eine unerklärliche Scheu vor dem Alten.

Wieder rief er Wilhelm an: „He, Burſch', häng' den Kopp nit ſo nieder, immer hübſch munter, Zunge!“

Wilhelm ſah den Räthſelhaften genauer an und fragte: „Meiſter Gerhard, hat Er gehört, was ich mit der Vieſa verhandelt habe?“

„Nein,“ log Gerhard, „kein Wort. Bin eben vom Felde gekommen und wollte nach dem Trubel lügen. Kann mir aber ſchon denken, was es geſetzt hat. Soll ich raten? Du wollteſt des Müllers Vieſa freien, haſt gemeint, den Alten heute bei guter Stimmung zu treffen, haſt angehalten, und er hat dich grob weggeſchickt. Nun weißt du nicht, was du thun ſollſt.“

„Herr des Himmels!“ rief Wilhelm ganz erſchrocken, „woher weiß Er das alles?“

„Ja, ja, ich weiß eben alles,“ antwortete Gerhard, „daſür verſtehe ich geheime Künſte und ſtehe mit Geiſtern im Bunde. Sie tragen mir's zu durch den Wind, durch die Vögel, durch die Planeten, durch den Waſſerſtrom und durch die Himmelsmuſik. Ich weiß alles von dir, weiß, wie's geht mit euch beiden und wie das alles endet.“

Der Burſche glaubte dem Betrüger und war über ſeine Sehergabe maßlos erſtaunt. Er ahnte nicht, daß der Lügner

den ganzen Tag schon in den verschiedensten Verkleidungen hier gewesen war und die Gespräche gehört hatte, die Wilhelm mit dem Müller wie mit dessen Tochter geführt hatte.

„Was willst du nun thun?“ fragte Gerhard den Burschen und maß ihn dabei mit seinen listigen Augen.

„Ich weiß nicht!“ antwortete Wilhelm finster.

„Nun, so will ich dir sagen, was du nicht machen darfst, Bursch'. Das Wasser ist naß, hat auch keine Balken, und wenn einer das Dorf brennen läßt, verbrennt er sich leicht die eigenen Finger damit. Hinter dem preussischen Kalbsfell herzumarschieren, ist auch ein schlechter Schleck.“

Wilhelm wurde puterrot, er schämte sich, daß seine Gedanken verraten waren.

Der Alte fuhr fort: „Was gilt's, der Müller giebt dir das Mädchen noch heute am Tage, wenn du meinen Rat hörst. Du mußt ihm eben nur in der richtigen Art kommen, und es muß Manier und Schick haben. Denn wisse, du Tropf: dem armen Wilhelm schlägt er das Mädchen ab, dem reichen aber nicht.“

„Das weiß ich auch,“ antwortete Wilhelm. „Aber was hilft mir das? Ich bin nu eimoal arm, steig' ich uf a Boom, dann han i uf der Erde nisch zu suchen. Hat Er denn a Rezept zum Reichwerden für mich arm's Luder?“

„Ja,“ versetzte der Alte mit pffiffigem Lächeln, „und weil du mir gefällst und ich dir zu Diensten sein will, gut, so sollst du haben, was du möchtest. Dann mußt du aber mit mir auf den Kirschberg kommen.“

Dem jungen Manne schwindelte es ordentlich bei der Aussicht auf Reichtum, und er folgte dem Alten blindlings, ohne sich die Sache einen Augenblick zu überlegen und verdächtig zu finden. Der Alte wandte sich nach dem Garten, klinkte das Thürrchen auf, strich am Bienenhause vorbei, ging durch die

Beete, die mit Buchsbaum eingefast waren und nach Lavendel und Thymian dufteten, bog um die Hecke aus Monatsrosen und schlüpfte durch eine Zaunlücke auf die staubige Straße. Bei alledem zeigte der Meister eine Gewandtheit und Schnelligkeit, die gar nicht zu seinem hohen Alter zu passen schien. Wilhelm hatte seine Not, dem Menschen zu folgen, und wunderte sich, daß dieser so vortrefflich Bescheid im Gehöste wußte. Allerdings, Vögel, Wind, Wasser und Planeten trugen ihm ja alles zu, da war es schließlich kein Wunder, daß der Geheimnisvolle hier wie zu Hause war.

Eine Weile schritten sie durch das Dorf, da sagte der Alte auf einmal: „Geh', Bursch', hole mir eine Hacke und ein Grabscheit, ich gehe zum Kirchberge voraus, du holst mich mit leichter Mühe wieder ein.“

Der Bursche gehorchte wie ein Kind, ging zurück und suchte im Schuppen zwischen alten Fässern, Leitern und Pflügen nach dem Gewünschten. Als er es gefunden, ging er erwartungsvoll dem alten Gerhard nach, auf den Berg zu.

Zu seiner Verwunderung konnte er von dem Propheten nichts mehr erblicken. Er sah zurück, lugte nach allen Seiten, aber keine Spur war von dem wunderlichen Kauz zu erspähen. Bis zum Dorfe führte eine Allee aus Sauertirschen, die mit der Hauptstraße, die Reisse mit Breslau verknüpft, in Verbindung steht und etwa zwanzig Minuten lang ist. Neben diesem Wege läuft ein Bach her, der sein Wasser der Oder zusendet und links und rechts von breiten Schafristen umgeben ist. Auf diesen Tristen, unter den Bäumen, am Bache, nirgends war eine Seele zu erblicken, auch in der Dorfgasse war der Alte nicht zu sehen.

Nachdenklich und zweifelnd ging Wilhelm wieder aufwärts dem Berge zu. Da fand er ihn: hinter einem Felsvorsprung

stand der Wahrsager, steif und stumm, den Blick dem Himmel zugewandt.

Fast hätte er ihn nicht wiedererkannt, so verändert sah der Mensch aus. Auf dem Kopfe trug er nicht mehr den Dreispitz, sondern einen schwarzen Filzhut, lang wie eine Ofenröhre und spitz zugehend, mit einer breiten, gerade abstehenden Krämpe. Bekleidet war er mit einem schwarzen spanischen Mantel mit türkischrotem Futter, in der Rechten hielt er einen Elfenbeinstab mit Silberbeschlag. Seine Miene war wichtig und geheimnisvoll.

Erstaunt stand Wilhelm still, die Sprache verging ihm, und er wußte weder, wie der Alte so schnell habe an diesen Platz kommen können, noch was er von dem ganzen spukhaften Aufzuge halten sollte.

Mit feierlichen Schritten trat der Prophet jetzt hervor und sah nun aus, als ob er in Verzückung geraten sei. Der Prophet hatte einen freien Standpunkt erwählt und deutete mit seinem Stabe verschiedene Felder des Himmels an. Dazu sprach er mit einer Grabesstimme: „Gekreuzte Schwerter überall — über Silesia — Austria — Saxonien — Schwerter über Boressia — Gallia, Russia — voller Schwerter ist der Himmel, voll Blut, Gift und Feuerchein.“

„Ich sehe nicht,“ murmelte Wilhelm, der der angedeuteten Richtung folgte, aber sonst von der Weissagung wenig verstand.

„Du siehst nichts?“ antwortete ihm der Alte in seinem gewöhnlichen Redeton, der mit scharfem Ohre gehört hatte, was der Jüngling äußerte, „du siehst nichts? Gut, daß du nichts siehst, du würdest dich entsetzen vor dem gerüsteten Himmel, der nichts als unendliche Völkerkriege bedeutet, unendliche, lange Leiden, die die Menschen ausmergeln, bis sie wie lebende Leichen, wie klapperdürre Gerippe über einander herfallen und sich gegenseitig auffressen.“

„Oho,“ dachte Wilhelm, „durch den Krieg ist mancher reich geworden. Im Kriege macht man Beute, und wenn einer eben nicht ins Grab heißt oder zu Schanden gehauen und gestochen wird, und wenn er sein Gut nicht verlumpt oder verspielt, dann kann's ihm wohl gehen in seinen alten Tagen.“

Entweder hatte der junge Mensch nun zu laut gedacht, oder Meister Gerhard war ein vorzüglicher Gedankenleser; denn er rückte dem Burschen ganz nahe und sagte: „Was der Krieg schenkt, verschlingt er wieder. Keiner wird auf die Dauer durch Raub und Beute reich, und der Böse holt das Seine wieder mit Zinsen. Ich sage dir, Bursch', unter der Erde giebt's mehr Reichtümer als darüber. Ich muß dir das deutlicher machen, damit du das ordentlich verstehst. Weißt du vielleicht, woher das Gold kommt? Aus Indien kommt's, aus dem Lande Eldorado und aus den Goldinseln in Amerika. Und weißt du auch, wie es herüber kommt? In Goldschiffen, in Galeeren, da wird es haufenweise verladen. Das Meer muß es tragen. . . . Und wo ist denn der Reichtum nun geblieben? Wo, du Tropf?“

Hier rückte er dem Burschen ganz nahe und sprach in vertraulichem Tone: „Die Fürsten han nix, der Bürger auch nit, der Soldat, der Bauer — keiner hat's, der Pastor auch nit. Wo ist es denn geblieben? frage ich wieder. Du weißt es nicht, du Narr, nu, dann will ich dir's sagen: verschluckt hat es die Erde, der sie es abgenommen hatten, und sie hält's gar fein da unten versteckt und hütet es wohl. Aber der Kluge, der Weise und Kenntnissreiche hebt's aus an verborgenen Orten; dem gönnt's die Erde . . .“

Der Bursche seufzte und sah nach dem Gebirge. „Ja, wenn Rübezahl wollte, der kann einen reich machen!“ sprach er leise.

„Nichts von Rübezahl,“ erwiderte jener wieder mit starker Stimme, „der hilft keinem mehr, ist schlafen gegangen und

großlt den Menschen, weil sie undankbar sind. Hier heißt es anders. Hast du vom Grafen Donnersmarck gehört?"

„Keine Silbe.“

„Der Graf Donnersmarck hat im dreißigjährigen Kriege schrecklich viel Gold vergraben und viele andere Dinge. Erstlich die Krone von dem Königreich Polen — die sie jetzt haben, ist von Messing und nachgemacht —, dann den Schatz Wladimirs des Heiligen, seinen goldenen Sarg und seinen mit Diamanten besetzten Säbel aus Persien, item sein Eßgeschirr, Waschgeschirr und ein Kreuz, zwei Hände lang und breit, alles von massivem Golde. Was sagst du dazu?"

„Wo liegt denn der Schatz, Meister?"

„Hier auf dem Kirschberge, nicht weit von dem Orte, auf dem wir stehen," antwortete der Wahrsager in einem Tone, der die Unwissenheit des Burschen unbegreiflich findet. „Hier liegt alles, man sollte es dem Maulwurfshaufen nicht ansehen, und es geht nur darum, den Schatz richtig auszugraben.“

„Wenn's weiter nicht is," sagte Wilhelm und griff nach seinem Geräte.

„Oho," rief der andere, wobei er eine gebietende Bewegung mit seinem Stabe machte, „wenn das so ginge! Aber gut Ding will Weile haben. Alles kann einer eher übereilen, als das Schatzgraben. Das geht nicht so, wie wenn man im Garten wirtschaftet oder im Felde. Saubere und kluge Arbeit muß gemacht werden, und wenn der geringste Fehler gemacht wird, patzsch! läßt die Erde den Schatz tiefer rucken, zehntausend Fuß, bis in den Mohrenschlund, wo ihn keiner wieder herauskriegt.“

„Mit Verlaub, Meister," sprach Wilhelm, „Er weiß doch, wo der Schatz steckt?"

„Ob ich das weiß.“

„Und warum hat Er denn den Schatz nit längst scho ausgegrabe?"

„Sieh', solche Frage stellt eben einer, der von der Schatzhebekunst nix versteht. Ich will dir nur sagen, du Raseweis, die Schatzgräberei ist eine Arbeit, die nit jeder verrichten kann, und die unter zehntausend nit einer versteht. Eine feine Wissenschaft ist es und ein Himmelsgeſchenk für Sonntagskinder. Nun will ich dir einiges verraten: nur vor dem öffnet ſich die Erde, der Unglück hat und ein kummervolles Herz. Du biſt alſo der rechte Kerl dazu, dir giebt ſie's, aber ich muß dir dabei helfen, weil ich die Sache kenne. Zuſammen kriegen wir beide den Schatz wohl, aber keiner allein. Ich kann dich ruhig auf den Platz führen, und du bringſt mir nicht einen Pfifferling ans Tageslicht, nicht einen Pfifferling!“

Mit erhobener Stimme und ſteigender Feierlichkeit fuhr er fort: „Deſhalb mußſt du mit mir einen Vertrag machen und ihn beſchwören zwiſchen Sonnenuntergang und Mitternacht, deine Seele mußſt du einſetzen, Leib und Leben, Gut und Gaben, Blut und Atem, daß du ihn hältſt. Wehe dir, wenn du ihn nicht hältſt! Der Böſe holt dich, quält, zerreißt und foltert dich, ehe er dich in den grundloſen Backofen wirft, wo du mit ſchwarzen Flammen geröſtet, mit Schwefeldunſt genährt und mit heißem Pech gelabt wirſt, wenn du den Vertrag brichſt.“

„Und wie lautet der Vertrag?“ fragte Wilhelm, den es anſang zu gruseln.

„Drei Viertel vom Schaze gehören mir, ein Viertel dir.“

„Daß iß doch koan rechte Teilung,“ ſprach Wilhelm, „mer teilt doch nach Hälften!“

„Ich hatte vergeſſen, dir zu ſagen, daß ſelbſtverſtändlich mir der goldene Sarg gehört.“

„Daß iß auch nit recht.“

„Und die goldene Krone behalte ich gleichfalls.“

„Warum nit alles?“

„Wenn du nicht zufrieden bist mit der Teilung, dann brauchst du ja den Vertrag nicht zu beschwören.“

„Dazu habe ich auch koane Lust.“

„Gut, dann grabe für deine eigene Rechnung, mühe dich recht ab, durchsuche jeden Erdklumpen fein säuberlich. Es soll mich verlangen, was du zu Tage fördern wirst, wenn ich das auch schon weiß.“

Damit wandte er sich langsam und feierlich zum Gehen. Wilhelm überlegte rasch. Der habgierige Mensch war ein Erbschelm, das sah er ein, ließ er ihn aber gehen, so ging auch seine letzte Hoffnung dahin, und der prickelnde Traum von Reichtum zerging wie eine Seifenblase.

„Höre Er doch, Meister,“ rief er darum dem Fortgehenden nach, „Er wird doch wohl Spaß verstehen! Wenn das so is, wie Er sagt, bleibt ja doch noch eine Menge für mich übrig.“

„Willst du schwören?“ rief der Alte dagegen und kam feierlich zurück. „Die Sonne ist schon lange untergegangen, jetzt mußt du schwören.“

„Gut, ich will.“

Wilhelm that alles, was der merkwürdige Mensch, in dessen Banne er zu sein schien, von ihm verlangte. Danach wollte er aber auch frisch drauf los graben, aber Meister Gerhard belehrte ihn eines Besseren.

„Hast du noch nie gehört, du Einfalt, daß beim Schatzgraben vor Mitternacht keine Hacke angerührt werden darf? Weißt du nichts von der Geisterstunde? Na, du würdest etwas Schönes anfangen, wenn ich dich allein ließe! Vom Geisterleben hast du doch wahrhaftig keinen blauen Dunst.“

Die Nacht brach mittlerweile tiefer herein. Das erste Mondviertel beleuchtete die Landschaft mit silbernem Lichte. Am Himmel zogen beständig lange Wolkenstreifen, untermischt mit

dunklerem Gewölke, dahin. Der Wahrsager besah von Zeit zu Zeit aufmerksam den Himmel und hielt Selbstgespräche.

„Da kommen sie, die Totenregimenter! Sie tragen schwarze Masken und Totenschädel statt Kokarden. Belotonfeuer! Hei, wie sie fallen! Aufgerieben, das Bataillon! Und ihr Geschwader da drüben, wollt ihr nicht sterben? Kartätschen unter euch! Wohl bekomm's! Ha, wie still ihr geworden seid, und wie schön in der Reihe geblieben! Und du, stolze Festung, fällst auch. Seht, wie sie stürmen, wie sie auf den Wällen kriechen, über die Mauer klettern? Schießt, schießt! Haltet auf den Pulverturm, so! Knack! Paff! Hei, wie schön gezielt und mit welcher prächtigen Wirkung! Gratuliere, du schöner Kohlenhaufen, an dem die Krüppel ihre gestohlenen Frieselbissen braten können!“

Dem Jüngling grauste es bei diesen unheimlichen Wahrsagereien, Todesernst durchschauerte ihn. Er sah auf das Dorf zu seinen Füßen, wo viele Lichtlein angezündet worden waren. An der Mühle war es am hellsten, und ganz deutlich schallte die Musik herüber, die noch durch einen Hornisten verstärkt worden war. Ja, man konnte den Tanzjubil, das Tauchzen der Mädchen, das Gelächter und Huldrie der Burschen hören. Einige Pistolenschüsse wurden abgefeuert, rotes bengalisches Licht entzündet, und kurze, knatternde Raketen äfften den stillen Sternenglanz hoch oben nach.

Bim, bim, bim Die Kirchenguhr gab unten deutlich und klar zwölf Schläge. Erschrocken fuhr der junge Mann aus seinen Träumen und sah nach dem Wahrsager. Der saß nicht mehr an seinem Plage. Rasch stand er auf, nahm die Geräte und stieg den Berg höher hinan in der Richtung, die ihm Gerhard angegeben, und suchte und suchte.

Plötzlich stand der Schakfinder vor ihm, wie aus dem Boden herausgewachsen.

„Tritt in den Kreis!“ rief dieser ihm gebieterisch zu. Wilhelm sah keinen Kreis; da faßte ihn der Alte am Arme und zog ihn an eine freie Stelle.

„Hier bleib' stehen!“

Trotz dieser Forderung wäre der Bursche aber bald vor Entsetzen umgefallen, denn vor ihm im Kreise stand noch ein anderer, genau so wie Gerhard, die Größe, die Haare, die wunderliche Kleidung, alles mit diesem übereinstimmend.

„Wer ist der?“ fragte Wilhelm erschrocken. „Du hast mir nicht von einem Dritten gesprochen, der gehört nicht in den Vertrag!“

„Gehört in den Kreis!“ wurde ihm geantwortet, der Redeton war bei beiden gleich.

„Das geht nicht, — ich grabe nicht mit dem Bösen zusammen!“ rief Wilhelm.

„Grab!“ antworteten die Rätselhaften.

Nun wollte er flüchten, aber die Schattengestalten vertraten ihm den Weg. Er wußte nicht mehr, wer von den beiden Gerhard, wer der Doppelgänger war.

„Grab!“

Der Jüngling beugte sich der Gewalt und grub, während die unheimlichen Gesellen fremdartige Beschwörungsformeln murmelten. Es war ihm, als müsse er sein eigenes Grab graben, als sei der fahle Mondschein die Leichenfackel, die Unheimlichen seine Henker. Der Angstschweiß perlte ihm von der Stirn, aber so wie er erschöpft die Hand sinken ließ, rief es ihm schneidend zu: „Grab!“

Scharf klirrte der Spaten an dem harten Gestein, schon hatte er links und rechts hohe Haufen Erde ausgeworfen, er stand unten, die Geispenster oben. Da wurde es dunkel um ihn her, es war ihm, als müßten ihn die beiden Erdhaufen bedecken mit ewiger Nacht. Da faßte er den schrecklichen Spaten

und schleuderte ihn mit höchster Anstrengung weit von sich, entschlossen, lieber alles zu leiden, als noch ferner im Dienste finsterner Mächte zu stehen. Er hörte, wie das Werkzeug durch die Luft sauste, die Büsche streifte und schallend auf dem Boden niederfiel. Ein paar getroffene trockene Zweige fielen nach, das Laub raschelte, dann wurde es ganz still.

Jetzt würden die Unbegreiflichen kommen, dachte er, und machte sich auf Schreckliches gefaßt. Da sprang er aus der Grube heraus und sah scheu nach den schwarzen Spukgestalten — sie waren verschwunden. Da atmete er auf, wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und trat aus dem Kreise, um wieder ins Dorf zurückzukehren.

Aber das Dorf? Er traute seinen Augen nicht. Ein wirres Getöse schallte von unten herauf, aus der Mühle stieg eine Flammensäule, die den Himmel rötete — der gespenstige Feuerreiter hatte seinen Einzug gehalten!





2

„Die Kroaten kommen!“

Vor Mitternacht hatte der Hochzeitsjubiläum in der Mühle seinen Höhepunkt erreicht. Nicht nur auf der Tenne, die nach ländlichem Geschmacke mit Laub und Blumen geziert war, sondern in allen Räumen der Mühle sah man fröhliche Gesichter. Ein paar Burschen, die sich ihres Lebens freuten, hatten sich am Bier gütlich gethan und stritten um des Kaisers Bart. Von neckenden und höhnnenden Worten kam es zu Drohungen, dann zu handgreiflichen Auseinandersetzungen. Schließlich traten die gereizten Kampfhähne Stuhlbeine ab und gingen sich damit zu Leibe, während mehrere verständige Leute zu vermitteln suchten.

Der Müller, der zugleich Schultheiß des Ortes war und dem Unfug steuern wollte, hieß anspannen, damit die Braut samt ihrer Mitgift — mehreren bemalten Schränken und Truhen voller Weiß- und Bettzeug — in ihr neues Heim gefahren werden könne. Dadurch hoffte er die Kampfhähne, die sich das Vergnügen, mit Schall und Knall den Brautzug zu begleiten, unmöglich entgehen lassen konnten, auseinander zu halten. Der Hornbläser setzte sich auf das Vorderteil des Wagens, Braut

und Bräutigam nahmen Platz auf Kisten und Kasten, und das junge Volk schickte sich an, hinterher zu marschieren. Die Kampfhähne waren getrennt worden, der eine mußte zurückbleiben, der andere saß auf dem Leiterwagen und qualmte grimmig aus seiner holländischen Thonpfeife. Die alten Leute blieben in der Tenne sitzen, soweit sie nicht schon ihre strohgedeckten Hütten aufgesucht hatten.

Da wurde nach Liesa gefragt. Bei dem allgemeinen Festtrubel war es nur wenigen aufgefallen, daß das brave Mädchen am Ehrentage seiner Schwester so unruhig war. Seit zwei Stunden schlich sie um das Haus herum, machte sich am Wehr zu schaffen, am Garten, auf dem Wege. Eine große Unruhe hatte sie befallen seitdem Wilhelm so plötzlich verschwunden war. Die ganze Hurt war ihr dadurch verleidet; die jungen Burschen hatten sie mehrmals zum Tanze holen wollen, aber sie war ihnen immer aus den Fingern geslitten.

Die Braut nahm nun Abschied. Die Frauen küßten sie, und jede gab ihr einen Rat und Segen mit auf den Weg. Die alten Männer neckten den Bräutigam und tranken ihm zu. Die Braut weinte bitterlich. Abschiednehmen vom Vaterhause — wem wäre das je leicht geworden? Und wäre es eine armseelige Hütte, in der die Not Stammgast ist, eine arme Baude auf dem Riesengebirge, tief in der Einsamkeit und bedroht von dem strengen Winter mit seinen Schrecken und Gefahren — das Vaterhaus ist allerwärts ein heiliger Boden.

Jetzt verlangte die Braut nach Liesa. Alles ruft nach dem Mädchen.

Plötzlich stürzt dieses mitten unter den Schwarm der Hochzeitsgäste und ruft die Schreckensworte hinein: „Die Kroaten kommen, die Kroaten kommen!“

Der Wolf im Märchen, der unvermutet den sieben Gaislein einen Besuch abstattete, richtete kein größeres Entsetzen an,

als diese Worte. Einen Augenblick war alles stumm und starr, dann aber stob die Gesellschaft in sinnloser Flucht auseinander. Vor diesen halbwilden Reitern, die in ihrer eigenen Heimat gefürchtet waren, geschweige in entfernten Gegenden, konnten nächst Gottes Barmherzigkeit nur flinke Beine retten. Die Besonnensten und Mutigsten bliesen die Lichter aus, freilich ohne dadurch viel zu erreichen, denn der Mond, der Verräther, machte alles klar und hell.

Die Kroaten, kaum etwa fünfzig Mann, galoppierten indes durch das Dorf. Ihre Renner schnoben, der breite, frumme Säbel klapperle an dem langen, lehnstuhlartigen Sattel, die Lanzenspitzen funkelten in der Mondbeleuchtung. Sie ritten geradewegs nach der Mühle, wo nach ihrem Glauben etwas Besonderes los sein mußte, weil der Bauer um diese Zeit noch nicht zu Bette war. Erforderte doch sein Geschäft das Frühaufstehen.

Jetzt sprangen schon die vordersten ab und suchten mit gierigen Augen nach Beute. Es waren nicht lauter Kroaten, auch Siebenbürger, Albanesen, Serben und Dalmatier befanden sich darunter, alle verschieden nach Trachten, Sprache und Sitten, alle aber wild, hungrig und schrecklich mager, namentlich die langhalsigen Albanesen. Auf dem Kopfe trugen sie sehr verschiedenartige Filzhüte, Pelzkappen und Blechhauben. Die Jacken waren ebenso verschieden, halb ungarisch, halb tscherkessisch, ihre Grundfarbe schien bei Beginn des Krieges rot gewesen zu sein. Hinter dem hohen Sattel war alles geborgen, was der Reiter besaß: ein alter Mantel, ein Sack mit Hafer für den Gaul und mit Mundvorrat für den Mann. Wertvollere Sachen mochten sie wohl in den Satteltaschen geborgen haben, in denen sich auch Kraut und Lot für die riesige Reiterpistole befand. Die Pferde schienen von der südrussischen Rasse zu sein, die man im Winter in die Wildnis laufen läßt, wo sie täglich mit

den Wölfen den Kampf ums Dasein bestehen, und die im Frühjahr nach Bedarf wieder eingefangen und aufs neue zugeritten werden; alle waren struppig, klein und hatten dicke Köpfe.

Die Hunde des Müllers, zwei riesige Bestien, hatten sich beim Auftauchen der ersten Reiter in dem Gehöfte losgemacht und fielen dieselben wütend an, aber ein paar Schüsse genügten, sie zum Schweigen zu bringen. Laut riefen die Kroaten nun nach dem Besitzer. Sie wollten von ihm nicht mehr noch minder als das, was wilde Krieger von jeher forderten: Geld zum Würfelspiel, Nahrung für den allzeit leeren Magen, Getränk für die ewig lechzende Gurgel, und Menschen für den Kriegsdienst und des Fanggeldes wegen. Unangenehm wurden sie nur, wenn ihnen etwas von diesen angeführten Herrlichkeiten verweigert oder verheimlicht wurde.

Als niemand antwortete, da hielten sich die Wilden aller Rücksicht enthoben, nahmen die langen Piken und stachen durch die Fenster. Aber niemand zeigte sich. Darauf durchsuchten sie die sämtlichen Räume, fanden die Tenne und errieten aus dem Blumenschmuck und den Resten des Mahles das stattgefundene Fest. Vor der Stallthür fanden sie noch eine vergessene brennende Dellampe, und nun fingen sie an, den ganzen Hof eifrig abzusuchen. Gierig fielen sie über das noch vorhandene Bier her. Dann wurde die Küche von Nahrungsmitteln gänzlich geleert und nach alter Plünderersitte das, was nicht verschlungen werden konnte, verwüstet. Wütend darüber, daß man keines Menschen ansichtig wurde, dessen man sich zu Erpressungen hätte bedienen können, und verdrießlich über die magere Beute, warf einer einen brennenden Spahn auf das Strohdach des Hauses. Das trockene Stroh fing Feuer, und bald stieg eine hohe Rauchsäule empor.

Das war der Augenblick, in dem Wilhelm eiligen Laufes vom Kirchberge herabkam. Eben wollte er am Wehr vorbeiz-

jagen, als er seinen Namen rufen hörte — der Ruf kam mitten aus dem Wasser. Zuerst sah er nichts; als er aber angestrengt hinunterblickte, sah er den Kopf eines Mannes aus dem Wasser hervorragen.

„Kroaten sind in der Mühle,“ ächzte des Müllers Stimme, „und mein Geld ist noch drin! In der Stuben liegt's, rechts auf dem Gesims, fünfhundert Thaler in einem Beutel. Den können sie noch nit gefunden haben. O, Wilhelm, rette mir das Geld, nimm das Mädchen dafür; es war mein Ernst nit heute Mittag!“

„Wo ist Liesa?“ fragte Wilhelm erschüttert.

„Weiß nit,“ antwortete der Mann im Wasser, „sie ist auf den Speicher gesprungen, glaub' ich, wie die Kroaten kamen.“

„Herrjemine! Und der Speicher brennt!“

Mit ein paar Sätzen war Wilhelm, der die Lage rasch begriff, am Hause. Er arbeitete sich mit der größten Gewandtheit zwischen den hier angebunden stehenden Pferden hindurch und benutzte ein eingestößenes Fenster der Wohnstube, um hineinzukletternd. Es war etwas kühn, denn der Giebel brannte lichterloh, und die unteren Räume waren voll Qualm; bei der leichten Bauart des Hauses, der dünnen Decke konnte alles herabstürzen, während er im Hause war. Aber der junge Mann fragte nach dieser Gefahr nicht, eilig nahm er den Beutel vom Gesims und riß die Thür auf, um von der Flurtreppe aus auf den Speicher zu gelangen. In seinem Eifer, Liesa zu retten, hatte er sich nicht darum gekümmert, daß der Hof von den Kroaten besetzt und überdies sein Weg hell erleuchtet war durch die Flamme, die sich schon wie ein Schiffsegel blähte. Da stand er nun in dem taghellen Hofe, den Sack unter dem Arme, draußen aber vor der offenen Hausthür sah er drei, vier Reitergestalten, und — die Haare standen ihm zu Berge — in ihrer Mitte hielten die Wilden ein Mädchen —



Liesja — an den Höpfen und Armen fest, fuchtelten ihr mit dem Säbel vor dem Gesichte her und schrieen beständig nach dem Müller.

In ihrer Angst brachte das arme Kind kein Wort hervor. Sie verstand die Wilden freilich auch schwer, denn jeder von ihnen kannte außer seiner Muttersprache nur das Kauderwelsch der Schwadron, ein Gemisch aus Deutsch, Ungarisch, Türkisch und Albanesisch, und allenfalls die Kommandos der Offiziere. Sie wollten von dem Mädchen die Richtung wissen, die der Gesuchte eingenommen haben könnte, und Liesja kam vor Angst auch nicht auf den Einfall, den Bösewichtern den Garten oder die Landstraße mit bestimmender Gebärde anzuzeigen, um sie los zu werden. Ihr Schrecken war zu groß und unerwartet, denn das stille Dörfchen war bisher von der Kriegsfurie verschont geblieben.

Wer weiß, wie es hätte kommen können, wenn Wilhelm nicht rechtzeitig dazu gekommen wäre. Der mutige junge Mann bedachte sich nicht lange, ergriff einen herabgefallenen, noch glimmenden Sparren und schlug damit auf die Reiter los.

„Zurück! Laßt das Mädchen frei!“ schrie Wilhelm sie an.

Diesen kam der Angriff wie ein Blitz aus heiterem Himmel, denn sie hatten den Jüngling bisher nicht bemerkt. Sie waren daher höchlichst erschrocken und ließen in der Ueberraschung sogleich das Mädchen frei, dem der Bursche nun zurief: „Lauf nach dem Wehre, ich komme gleich nach!“

Das Mädchen entwichte, dem Jüngling aber wurde das Nachsetzen nicht so leicht gemacht, denn die Kroaten, in der Meinung, den gesuchten Müller nun unter sich zu haben, machten sich an ihn und schlugen mit den Säbeln auf ihn ein. Wilhelm hätte nun doch wohl den ungeschickten Kerlen noch entlaufen können, er wollte es aber nicht, damit Liesja erst einen Vorsprung bekäme.

Schon war sie bis an das Bienenhaus gekommen, und Wilhelm war noch unschlüssig, ob er ihr jetzt folgen sollte, da kamen noch ein paar Kroaten aus dem Dorfe, wo sie geplündert hatten, in das brennende Gehöft, und die anderen riefen ihnen zu, daß sie den Mölla hätten. Nun wurde es für den Burschen Zeit, durchzubrechen. Er riß sich los und sprang nach dem Garten zu. Aber die Räuber waren ihm auf den Fersen und durchaus nicht gewillt, die gute Beute fahren zu lassen. In seiner Not griff Wilhelm in den Geldbeutel, zog einige Thaler heraus, ließ sie in der Hand erst etwas klappern und warf sie dann rückwärts seinen Verfolgern um die Köpfe. Mit Freudenprüngen machten sich die Menschen über die Schätze her, und Wilhelm bekam Lust. Doch nur für einen Augenblick; die geringe Summe reizte wohl den Appetit, stillte aber nicht den Geldhunger, auch hatte einer der Schelme nichts bekommen.

Jetzt erreichte Wilhelm die Gartenthür, die er hinter sich ins Schloß warf. Ein schwaches, halbmannshohes Thürchen hält aber keinen Krieger auf. Sie hieben darauf, daß Splitter flogen, traten darauf, daß es krachte, und wüteten gegen die Rotdornhecke. Noch ein paar Hiebe und Stöße, und die dünne Scheidewand wäre dahin gewesen. Da kam Liesa, die hier stehen geblieben war, weil sie den Geliebten in der Not nicht hatte verlassen wollen, auf den Einfall, den Räubern einen der Bienenkörbe entgegen zu werfen. Augenblicklich stiegen die aufgeschreckten Tierchen wie eine Wolke in die Höhe und fielen die Kroaten an, die sich dieser „irregulären Reichstruppen“ erst durch Schlagen, dann aber durch eilige Flucht erwehrten. Die grimmigen Verfolger wurden nun selbst Flüchtlinge und suchten in dem Stalle, den das Feuer noch nicht ergriffen hatte, vor ihren Peinigern Schutz. Wilhelm und Liesa aber benutzten die Gelegenheit, nach dem Behre zu fliehen.

Hier riefen sie eifrig nach dem Müller. Dieser aber blieb

die Antwort schuldig, das Wasser war ganz ruhig, und Wilhelm konnte nirgends eine Spur von einem Menschen erblicken, obwohl alles hell erleuchtet war. Denn mit furchtbarem Krachen war eben das Wohnhaus zusammengestürzt, und eine helle Flamme loderte hoch zum nächtlichen Himmel auf. Da suchte Wilhelm nach Fußspuren, die aus dem Wasser führten und auf eine Flucht des alten Mannes hätten schließen lassen. Allein rund um das Ufer waren keine zu entdecken, und so mußte er annehmen, daß jener leider verunglückt sei. Er konnte ja nach der Aufregung, die vorherging, einen Schlaganfall erlitten haben; oder vielleicht hatte einer der Soldaten seinen Zufluchtsort ermittelt und ihm eine Kugel zugeschießt. Von diesen traurigen Vermutungen sprach er aber zu Liesa nicht, sondern er zog diese mit sich, dem schützenden Walde auf dem Kirschberge zu. Unterwegs gab er ihr das Geld und theilte ihr mit fliegenden Worten mit, was sich seit ihrer Trennung begeben hatte und wie froh er sei, daß er sie heil wiedergefunden. Nun wollten sie sich als Verlobte betrachten; denn auch der Vater habe seine Zustimmung gegeben.

Wie vorauszu sehen, wurde jetzt das ganze Dörfchen von den Flammen ergriffen. Weithin war die Gegend erleuchtet. Die beiden Flüchtlinge eilten nach dem Kirschberge. Unterwegs gesellten sich ihnen noch andere zu; sie sprangen von den Bäumen, auf denen sie sich still gehalten hatten, sie krochen aus dem Schilf des Baches, hinter Wagen und Düngerhaufen schlüpfen sie hervor; die offene Flucht Wilhelms machte ihnen Mut, sich gleichfalls auf den Berg zu retten. Auch die Braut war darunter, sie klammerte sich an Liesa an, als wolle sie bei diesem starken Mädchen Schutz suchen. Beide Schwestern waren um das Schicksal ihres Vaters besorgt, doch glaubten sie ihn unter den Vorausgeeilten in Sicherheit.

Nur wenige Sekunden waren die Flüchtenden noch von dem

rettenden Berge entfernt, da sausten die Kroaten ihnen nach. Sie hatten unterdessen die Pferde des Müllers mit allerlei Plunder beladen, da sie aber auch kriegstüchtige Burschen gebrauchen konnten, so wollten sie sich den fliehenden Haufen nicht entgehen lassen. Die Verfolgten schrieen laut auf; Wilhelm aber, der die Unmöglichkeit, den Berg vor den Reitern zu erreichen, einsah, faßte einen hochherzigen, männlichen Entschluß. Er wollte sich opfern, um jene zu retten. Er hieß die Flüchtigen eilen, namentlich seine Verlobte mit dem Gelde ihres Vaters, und ging dann allein langsam den Kroaten entgegen. Ein paar Pferdelängen von ihnen entfernt, rief er dem Schwarme entgegen: „Ver sin guet österreich'sch! Guet österreich'sch sin ber!“

Diese Kriegslist half wirklich. Der vorderste Reiter hielt den Gaul an und gab einen Befehl, worauf auch die anderen hielten. Zwischen den Kroaten entwickelte sich darauf ein eifriges Gespräch, von dem Wilhelm aber nichts verstehen konnte, denn er hörte nur Laute wie: „Bred's klug mreški wlo sli frey.“ Die Sache wurde ihm aber sofort klar, als nach der Auseinandersetzung der erste Kroat, der vielleicht Korporal oder so etwas war, ein Seil loswickelte, es Wilhelm um den Arm schlang und das andere Ende am Sattel befestigte. Dann erhielt er einen Schlag mit der Reitpeitsche, und es wurde ihm durch Winke bedeutet, daß er jetzt Gefangener sei und zu folgen habe. Dann ging der Ritt, doch in gemäßigter Gangart, weiter, dem Berge zu, an dessen Fuße der Weg nach der Heerstraße zu abzog. Natürlich fiel es den Kroaten nicht ein, die übrigen Flüchtlinge, die sich währenddessen auf den Berg hatten retten können, weiter zu verfolgen, da sie auf diesem Gelände mit ihren Pferden entschieden im Nachteil gewesen wären!

Wilhelm wußte, was ihm bevorstand. Alles frühere Verstecken und Verleugnen hatte ihm also nichts genützt. Unbarm-

herzig nahmen ihn die wilden Burschen mit, um ihn einem österreichischen Regimente als willkommenen Zuwachs zuzuführen. Vor einigen Stunden wäre er im Zorn über seine Abweisung bei dem Müller bereit gewesen, sich freiwillig irgendwo zu stellen, unter den veränderten Umständen aber, wo niemand ihm mehr die Braut verweigerte, grämte er sich sehr darüber. Die Aussicht auf den Kriegsdienst war gar zu wenig verlockend, allein er tröstete sich: Liesa und die anderen waren in Sicherheit. Später sah Wilhelm unter dem Schwarme auch zwei Offiziere, und als der Mond es verstattete, konnte er auch das Gesicht des einen sehen: Zug für Zug Meister Gerhard.





3

Preussisches Regiment.

Vor dem Breslauer Thore der Festung Meisse hielt eine Kalesche. Es war ein altes Geschirr, im Stile Ludwigs XV. verschnörkelt, schön und abgenutzt. Zwei sehr ungleiche Pferde, ein Schimmel und ein Fuchs, waren davorgespannt, der erstere hoch und starkknochig, der andere klein und gedrungen wie ein Rosakenroß. Der Wagen konnte vor der Thorwache nicht ohne weiteres vorbei, denn der schwarzweiß angestrichene Schlagbaum war heruntergelassen, und die Erlaubnis zur Einfahrt hing von der brummigen Wache ab. Da sprang vom Bocke des Gefährtes ein Diener, ein langer Mensch mit verschossenem blauen Rocke, Gamaschen und Halbschuhen. Er lief zu dem Thorwächter, einem stelzfüßigen Invaliden, und rief diesem zu: „Flink, mache Er meinem gnädigen Herrn den Baum in die Höhe, meine Herrschaft hat keine Zeit, zu warten!“

Der Angeredete steckte die kurze Pfeife in die Tasche, schob die mächtige Tuchmütze zurück und hielt die Hand über die buschigen Brauen. Nun sah er den blauen Burschen mit einem durchdringenden Blicke an und sagte grob: „Wie? Was will

Er? Seine Herrschaft will durch? Da muß ich mit der Herrschaft selbst reden. Schere Er sich!"

Der Diener schimpfte, es sei dreist, Herrschaften auszusperren wie gemeines Volk, unter kaiserlichem Regimente sei so etwas nie vorgekommen. Darauf versuchte er, den Schlagbaum in die Höhe zu heben, da sich aber das Gewinde im Wachthäuschen befand, so gelang der Versuch nicht.

In dem Wagen saß ein Herr, der den Streit mit angehört hatte und nun zum Kutschenfenster hinaussah, um ihm ein Ende zu machen. Es war ein Herr von Stande, das konnte man sogleich sehen, wenn auch seine Kleidung etwas unordentlich ausschaute. Das Haar war schlecht gepudert, das Vorhemd zerknittert, die Spitzenmanschetten abgerissen, Schuhe und Strümpfe paßten zum Ganzen. Doch das wurde in diesen Kriegszeiten nicht sehr beachtet. In dem Gesichte des Standesherrn, namentlich in seinen Augen, las man ungewöhnliche Intelligenz, ein etwas blasiertes Wesen, wie es den Junkern jener Zeit eigen war, fehlte ihm aber auch nicht.

Ohne Umstände stelzte der Thormächter auf ihn zu, grüßte militärisch und sagte: „Hab' die Ehre. Ihr Name?"

Der Fremde blickte den Stelzfuß verächtlich und spöttisch an, da er aber die Schranke sah und die fruchtlosen Versuche seines Dieners, sie zu heben, ferner die Menge Gewehre unter der Veranda und die Schildwache mit geschulterter Waffe, so sagte er ohne Besinnen und einfach: „Baron Edler von Terbrogky."

„Baron Edler von Terbrogky!" rief der Stelzfuß in die Wachtstube hinein, wo ein bebrillter uniformierter Weißkopf mit seiner Gänsefeder den Namen aufzuschreiben schien.

„Ihr Alter?"

„34 Jahre 5 Monate 9 Tage," antwortete spöttisch der Fremde.

„34 Jahre!“ rief der Stelzfuß hinüber. „Woher?“ fragte er kurz weiter.

„Von meinem Gute,“ antwortete ebenso kurz der Baron.

„Und wo liegt das Gut?“

„Bei Pragka.“

„Herrschaft aus Pragka!“ rief der Thorwärter hinüber.

„Wohin geht die Reiss?“

„Nach Reisse,“ antwortete jener in einer Tonart, die das nahe Ende seiner Geduld anzuzeigen schien.

„Aus welchem Grunde?“

„Muß Er das durchaus wissen?“

„Muß ich wissen,“ antwortete trocken der Kerberus.

„Je nun,“ antwortete jener in spöttischem Tone, „ich bin auf der Brautschau, unter uns gesagt. Wenn einer 34 Jahre 5 Monate und 9 Tage — bald 10 über dem Reden — auf dem Rücken hat, dann wird es die höchste Zeit, bei den Mamfells von Reisse anzufragen, ob sie nicht Lust haben, sich zu verheiraten. Habe ich nicht recht?“

„Die Herrschaft will zur Brautschau nach Reisse!“ rief der Stelzmann mit amtlichem Ernste hinüber, ohne eine Antwort zu geben.

Der Weißkopf aber sah jetzt aus dem Fenster und rief hüstelnd herüber: „Baron Edler von Terbrokky, 34 Jahre alt, aus der Herrschaft von Pragka, kommt nach Reisse in eigener Angelegenheit. Stimmt das so?“

„Außerordentlich schön und geschmackvoll, bravo!“ höhnte der Baron.

„Passiert!“ hüstelte der Weißkopf.

Der Stelzfuß grüßte, sagte: „Hab' die Ehre!“ machte Kehrt, so gut es den Umständen nach ging, und gleich darauf ging der Schlagbaum unter dem quiet schenden Geräusche der Winde in die Höhe. Der blaue Diener sprang zu dem Kutscher

auf den Boß und ballte dem Thormächter, der ruhig sein Pfeisken wieder in Brand setzte, grimmig eine Faust. Gleich darauf fuhr der Wagen weiter. Der Baron lehnte sich zurück und lachte kurz und bitter.

Der Wagen rasselte durch die Breslauerstraße. Am „Schönen Brunnen“ sprang der Bediente ab, um vermittelst seiner langen Beine der Kalesche vorzulaufen und die Herrschaft anzumelden, da der Wagen auf dem schlechten Pflaster, den ausgewaschenen, spitzen, fast kegelförmigen Basaltsteinen ohnehin nicht gut vom Fleck konnte. Er sprang also über den Ring, am Rathause vorbei, und ließ sich von einer Frau das Kammereigebäude zeigen. Diesem gegenüber war das Haus, in dem er seinen Herrn anmelden mußte, der bald darauf mit seinem unbehüllichen Gefährt ankam. Der Wagen machte ein furchtbares Geräusch und schwankte hin und her wie ein Schiff bei hohem Seegange, und sein Insasse war froh, als der blaue Diener den Schlag öffnete und ihm heraushalf.

Kammerrat Freiherr von Sarsky kam dem Ankömmling an der Treppe entgegen.

„Welch' unerwarteter Besuch!“ rief er aus. „Was für eine Laune führt dich zu so ungewöhnlicher Zeit nach Reisse?“

„Je suis ruiné, mon cher,“ antwortete der Baron, indem er die dargebotene Hand des Freundes ergriff, tout ruiné, und nach guter Polensitte komme ich zu dir, um dich gleichfalls an den Bettelstab zu bringen.“

Der Kammerrat lachte, der Baron aber fuhr fort: „Im Ernste, mon cher, je suis sec und muß mir deine Gastfreundschaft für einige Zeit erbitten, bis ich wieder frei atmen kann.“

„Sehr natürlich, pauvre Joseph,“ antwortete der Kammerrat. „Also hast du von Wurzeln leben und Wasser schlucken müssen? Hat das Jeu dir einen Streich gespielt, oder der Jud' Ephraim?“

„Ich sehe, daß ich mir das Kostgeld in deinen vier Pfählen durch Erzählungen verdienen muß,“ erwiderte lächelnd der Baron. „Im übrigen hast du recht, le jeu, l'amour und der falsche Pferdejude haben mir stark zugesetzt, und was mir noch blieb, haben mir vor mehreren Tagen die Kroaten genommen. Die Schelme haben mir munter Küche und Keller ausgeplündert und zuguterleht den roten Hahn aufs Dach gesetzt. Dazu haben sie eine Anzahl meiner Bauern mitgeschleppt, und gerade die brauchbarsten Subjekte. Skandalös!“

„Ja, die Kroaten sind eine wüste Bande, bei Freund und Feind unangenehme Gäste,“ versetzte der Kammerrat, indem er den Gast in ein Zimmer führte und zum Sitzen nötigte.

„Man darf die Leute gleichwohl nicht allzu hart verurteilen,“ fuhr Sarshy fort, indem er aus einem großen, verzierten Schranke ein silbernes Tellerchen nahm, Brot und Salz darauf legte und beides nach Slavensitte dem Gaste darbot. „Der Krieg macht solche wilde Naturen unverschämt; man muß bedenken, daß diese Leute aus Gegenden stammen, in denen das kaiserliche Gouvernement dem Plebs bisher nur wenig Sitte und gutes Benehmen beibringen konnte.“

„O ja,“ antwortete der Baron, indem er den dargebotenen Bissen herunter schluckte, „die Schuld trifft auch jemand anders. Wenn man Streitigkeiten vom Zaune reißt, Landschaften unvermutet mit Kriegsvolk übersfällt, alte, heilige Rechte bricht, die ganze Welt auf des Schwertes Spitze stellt, da soll die Kanaille noch bei Vernunft bleiben!“

„Nun, der Krieg hat auch sein Gutes,“ meinte Sarshy, „er räumt mit dem Böbel auf, bringt manchem Adeligen Vorteil, dämpft den Dünkel des Stadtvolkes, mindert die Arroganz des Krämers, hebt die Pferdezucht und die Landwirtschaft . . .“

„Die Landwirtschaft?“

„Ganz gewiß, für die meisten, schlecht gedüngten Acker ist es ein Vorteil, wenn sie ein paar Jahre brach liegen, sie holen es in Friedenszeiten wieder ein.“

„Admirabel!“ rief der Baron aus. „Wenn ich nicht wüßte, daß du innerlich anderer Meinung bist, würde ich mich vielleicht versucht fühlen, der märkischen Majestät für diese interessante Unterbrechung des täglichen Einerlei meinen unterthänigsten Dank abzustatten.“

„Und nicht ohne Ursache,“ fuhr der Kammerrat gelassen fort. „Der Krieg gleicht die Gegensätze aus, nivelliert die Menschen, wenn ich so sagen soll, vermittelt die verschiedenartigsten Sitten und Bräuche . . .“

„Erlaube mir hinzuzusetzen,“ unterbrach ihn der Baron, „er stählt gegen Gefahr, Not, Entbehrung, er giebt der Strategie, der Technik, der Regierungskunst neue Anregungen, der Rechtswissenschaft, der Diplomatie neue Lehren, er entwickelt Talente, zeugt Berühmtheiten, lenkt Handel und Gewerbe in neue Bahnen . . . nicht noch mehr?“

„Ganz richtig,“ meinte bedächtig Sarasky; „er überhebt ferner noch manchen der Familiensorgen, auch zieht die Heilkunst, die Chirurgie und Anatomie nicht unbeträchtliche Vorteile daraus.“

„Es lebe also der Krieg!“ rief mit erkünsteltem Pathos der Baron.

Indem schlug die altfränkische Uhr, deren Gehäuse auf Mabastersäulen ruhte, mit feinem Klange sieben Schläge.

„Mon Dieu,“ rief der Baron, „ich sitze hier schon so lange und habe noch keine Gelegenheit ergriffen, deine Gemahlin nach ihren Befehlen zu fragen. Ich bitte dich, mich zu entschuldigen.“

Der Diener, der nun zur gnädigen Frau geschickt wurde, um den Baron anzumelden, kam zurück und bestellte, daß die

Gnädige für zu teil gewordene unverdiente Aufmerksamkeit ihren Herzensdank als den einer ergebenen Dienerin ausdrücken lasse; sie sei augenblicklich nicht bei Wege, werde aber in einer Stunde gern Ordres entgegennehmen. Die beiden Herren verstanden sofort die im Geschmacke der Zeit gedrechselte Artigkeitsform: Madame war eben bei der Toilette.

„Höre, Albrecht,“ sagte Terbroßky zu dem Freunde, indem er sich im Rococo-Spiegel mit bedenklichem Gesichte beschaute, „ich sehe etwas ramponiert aus, habe die Güte, mich zu unterstützen, damit ich mich besser equipieren kann.“

„Ich habe bereits Befehle gegeben,“ gab Sarsky zurück, „und werde dich selbst in dein Zimmer führen.“

Sie waren eben im Begriff, zu gehen, als ein Bedienter in reicher Livree ankam und Herrn v. Terbroßky ein Billetchen einhändigte. Dasselbe enthielt einen höflichen Gruß an den Baron und war unterzeichnet von General Wallrave, dem Kommandanten von Reisse.

Verächtlich warf der Baron das Billet hin und sprach in bitterem Tone auf französisch zu seinem Gastgeber: „Es wird doch dafür gesorgt, daß man keinen Augenblick vergißt, daß man der Segnungen des preußischen Regiments theilhaftig ist. Was will diese impertinente Höflichkeit weiter sagen, als daß ich hier unter Polizei-Aufsicht stehe! Man war schon am Thore so dreist, mich wie einen Schulbuben auszufragen. Auch das wird mich bestimmen, Albrecht, deine Gastfreundschaft nur für ganz kurze Zeit in Anspruch zu nehmen.“

„Das will ich nicht hoffen, Joseph,“ erwiderte jener, „so oft ich in Pragka dein Gast war, hat mich niemals die Höflichkeit eines Herrn von Stande, und wäre sie auch aufdringlich gewesen, bestimmen können, meinen Aufenthalt in deinem lustigen Hause abzukürzen. Zudem ist General Wallrave ein Mann von Welt, dessen Bekanntschaft dir nicht zum Schaden

gereichen wird, und mit dem ich aus guten Gründen einigen Verkehr unterhalte. Später will ich dir mehr davon erzählen."

"Er ist ein Preuße, das genügt mir," entgegnete barsch der Baron, und zu dem Diener gewandt, fuhr er laut fort: "Meinen unterthänigsten Gruß an Seinen Herrn, ich danke für die Gnade"



Die Diener des Edelmannes hatten die Pferde ausgespannt und suchten für sie in einem Gasthofs Stallung, während sie den Wagen vorläufig stehen ließen. Eine Menge Kinder umstand das herrschaftliche Gefährt und begaffte es von allen Seiten. Sie wurden immer dreister, befühlten die Radspeichen, dann das Wappen, öffneten vorwiegend die Thür, schlüpfen hinein, betasteten Sitze und Wände, erstiegen den Boock und richteten sich darauf häuslich ein. Darauf spielten sie Herrschaft und machten Reisepläne. Die meisten wollten „an die Wien“, mehrere nach Breslau, einige nach Glatz und nur einer nach Potsdam. Ein armseliges, etwa zehnjähriges Bürschchen, dürftig gekleidet, barhaupt und barfuß war es, das diesen Wunsch äußerte. Es war ein preußisches Soldatenkind, das mit seiner Mutter von Almosen in der Stadt lebte. Der Vater stand im Felde und kam erst zurück, wenn das Heer Winterquartiere bezog, wenn er überhaupt wiederkam. Dieses Soldatenvolk wurde als Landplage angesehen und war gründlich verhaßt.

Jetzt wurden die Kinder auf den Soldatenjungen aufmerksam, und gleich rief es: „Seht da den Preuß! Was will der Preuß hier? Gleich scherst dich weg, in die Friedrichsstadt gehörst du, nicht auf den Ring!“

Nach Kinderart blieb es nicht bei garstigen Reden, sondern es kam zu Pöffen und Schlägen. Der Soldatenjunge schrie

nach seiner Mutter, die anderen schalten ihn: „Preuß! Preuß!“ und das Gesecht wurde allgemein.

Da kam wie ein Sturmwind die Mutter von der Petersgasse her. Eine hagere Figur, schwarz wie eine Zigeunerin, ein rotes Tuch um den Kopf, einen schmutzigen Korb am Arm, so trat sie auf den Kampfplatz. Jetzt hob sie den knochigen freien Arm, und mit krähender Stimme fuhr sie zwischen den Schwarm, entriß ihren Jungen den Händen der Reisser Rangen und karbatschte die Schar siegreich auseinander. Die Schlingel entwichen in die benachbarte Brüder- und Zollstraße, und nur die frechsten erkeckten sich, aus sicherem Versteck mit halber Stimme zu rufen: „Nehmt euch in acht, es kommt die Berliner Wachtparade!“

Und andere riefen:

„Husch, husch, husch,
Ziethen aus dem Busch!“

Der geprügelte Soldatenjunge hatte sich getröstet, sobald er unter der Schürze seiner Mutter war, aber nun erhob diese, eine Megäre in Haltung und Gebärde, ihre furchtbare Stimme zu höchster Kraft und schickte eine Flut von Drohungen und Schimpfworten in den Ring, daß die Scheiben klirrten. Aus vielen Fenstern steckten sich neugierige Köpfe heraus, Dienstmädchen in schlesischer Bauerntracht, Frauen mit geschminkten Gesichtern, ehrbare Philister mit Schlafrock, Quastenmütze und langer Pfeife, alle horchten nach dem Skandal. Das schien die gereizte Löwin noch mehr zu entflammen, die nun mit ungeminderter Kraft und großer Ausdauer ganz Reisse den Standpunkt — ihren Standpunkt klar machte. Endlich schien ihr die Redegabe zwar nicht, aber der Stoff auszugehen, sie schloß mit einem höhnischen Gelächter ihren Vortrag und nahm als unbestrittene Siegerin ihren Rückzug durch die Petersgasse, woher sie gekommen war.

Der Baron war indes mit seiner Toilette fertig geworden. Er trug nun ein modisch gekräuseltcs Battisthemd, saubere Spitzenmanschetten, frische, seidene Kniestrumpfe, blanke Schuhe, einen braunen, überreich mit Knöpfen gezierten Rock, in der Linken den Dreimaster unter dem Arm, in der Rechten ein spanisches Rohr mit Elfenbeingriff. Sein Haar war gepudert und zeigte an den Schläfen zwei artige, walzenförmige Locken, der Zopf war durch eine schwarze Schleife gehalten, deren Enden, wie üblich, zwei Zoll lang waren. Wie er so da stand, bot er das richtige Bild eines Modeherrn damaliger Zeit und hätte seinen Platz so gut in der Antichambre eines Fürsten, wie im Salon zum Menuett-Tanze ausgefüllt. Wer ihn, den heruntergekommenen Großgrundbesitzer, nicht kannte, würde ihn vielleicht für einen Diplomaten gehalten haben. Mit feierlicher Verbeugung, die rechte Hand nach französischer Höflichkeit nach hinten gehalten, nahte er sich dem Hausherrn, dem er die Hand schüttelte, als ob er jetzt eben erst ankomme.

Der Kammerrat führte ihn sogleich in das Brunkzimmer, das nach vorn heraus lag, womit die Aussicht verknüpft war, daß die gnädige Frau sogleich erscheinen werde.

Terbroggh kannte diesen Raum mit den gepreßten Ledertapeten, mit diesen Klappstühlen, den Lederstühlen mit elliptischen Lehnen und blizenden Messingnägeln. Er hatte schon öfters auf diesen weißgeschuerten Dielen gestanden und die neu-modische Kommode mit ihren verschnörkelten Griffen als einen genialen Gedanken der gnädigen Frau bezeichnet. Mit aller Vorsicht und Rücksicht auf seine saubere Wäsche ließ er sich auf die Bitte des Freundes am Fenster auf einen Stuhl nieder und kam noch gerade recht, den Schluß der Standrede jenes Soldatenweibes zu hören.

„Mon Dieu,“ rief er, „hat man denn in Meisse gar keine Straßenaufsicht, um solchem Unfug zu steuern? In

Prakſa hätte ich dieſes ſkandalierende Subjekt einfach einſtecken laſſen.“

„Wir ſind eben in Reiſſe,“ antwortete v. Sarſky, nachdem er flüchtig und gleichgiltig hinabgeſehen, „da regiert das Militär; Macht und Einfluß des Syndikus ſind gering. Dieſe Perſon gehört unter den Schutz der Garniſon. Es iſt ohne Zweifel das Weib eines preußiſchen Grenadiers oder Huſaren, man kann es an dem Berliner Dialekt hören. Die ganze Stadt iſt voll derartiger Paraſiten. Wir haben nur das Recht, ſie zu verſorgen.“

„Das iſt empörend,“ antwortete der Baron. „Man iſt alſo gegen das Geſindel rein wehrlos? Iſt verpflichtet, alle dieſe Roheiten und Gemeinheiten ſchutzlos zu ertragen?“

„Man gewöhnt ſich bald daran,“ erwiderte kalt der Kammerat, „ebenſo wie an vieles andere.“

„Auch an die Beſteuerung des Adels?“

„Je nun, die Kriege koſten Geld, viel Geld, und das muß geſchafft werden.“

„An die minderwertigen Münzen:

Von außen ſchön,
Von innen ſchlimm,
Von außen Friedrich,
Von innen Ephraim?“

„Leichtere Münzen tragen ſich beſſer als ſchwere, vollwichtige; erleichtern den Verkehr, den Handel.“

„Iſt dir auch dieſer Menſchenraub recht, dieſe abſcheuliche Werberwiſchaft?“

„Iſt auf öſterreichiſcher Seite nicht beſſer; denke an deine Kroaten! Und wir vom Adel ſind ja nicht davon betroffen.“

„Und dieſe Eroberungszüge . . . was ſage ich: dieſe Raubzüge nach Sachſen, Schleſien, Böhmen?“

„Die Leute ſind ja ſo begierig auf Neuigkeiten. Von dieſen

Kriegen und Siegen leben die Poeten, die Bänkelsänger und die Chronisten, und auch die anderen Leute wollen leben: die Marketender, Weiber und Kinder der Militärs, wie die Megäre da unten."

"Bald glaube ich dich zu verstehen," sagte der Baron, "dein Herz spricht nicht aus deinen Reden."

v. Saršky that einige Schritte im Zimmer und schien zu überlegen, dann blieb er plötzlich vor dem Freunde stehen, sah ihm scharf in die Augen und sprach zu ihm: „Joseph, eine Frage: Was führt dich nach Meisse? Du sprichst zu einem Freunde!"

Der Baron sah ihn verwundert an.

"Das ist einfach. Ich benutze die Gelegenheit, von hier nach Mähren und weiter nach Wien zu fahren, um der Kaiserin meinen Degen anzubieten. Auch der schlesische Adel hat das Recht, das Schwert zu erheben und auszurufen: Moriamur pro nostro rege Maria Theresia!"

"Höre mich erst . . ."

"Nein, wenn du mir abraten willst. Denn wisse, ich hasse bis aufs Blut dieses Volk und dieses Regiment, das so thut, als wäre es in diesem österreichischen Lande zu Hause, und an meinem Teile will ich thun, was ich kann, um sie in ihre Kasernen im mährischen Sande zurückjagen zu helfen."

"Schön."

"Und nun?"

"Du darfst nicht abreisen, nicht so abreisen."

"Und warum nicht? Ich bitte dich um eine deutliche Erklärung."

v. Saršky sah sich vorsichtig um, horchte an der Thür, riß sie schnell auf und sah dahinter, ob nicht etwa ein unbesrufenes Ohr hören möchte, was jetzt verhandelt werden sollte. Dann kam er zurück und sprach leise zu dem Freunde: „Joseph, was ich dir anvertraue, ist ein Geheimnis; jein Verrat be-

deutet für mich das Schlimmste, Tod oder grausames und ewiges Gefängniß. Wirst du es bewahren?"

"Ich bin Kavaliere wie du," antwortete stolz der Baron, "mehr brauche ich nicht zu sagen. Uebrigens kenne ich bereits die Tonart, nur über die Melodie bin ich im unklaren. Du bist kaiserlich gesinnt wie ich und wie viele, wenigstens die besseren vom Adel, aber ob zwischen euch eine Verbindung besteht oder nicht, kann ich wohl vermuten, aber nicht bestimmt wissen. Bon, wenn ihr meinen Arm nötig habt, so stelle ich ihn euch zur Verfügung."

"Nicht deinen Arm, deinen Kopf brauchen wir, Joseph; der Arme haben wir genug . . . Bist! da kommt jemand; wir müssen von anderem reden. . . . Was hältst du vom Kartoffelbau?"

Draußen wurden wirklich Schritte gehört.

"Die Kartoffel," sagte der Baron, der rasch auf den Gedankengang seines Freundes einging, "ist ein merkwürdiges Gewächs, häßlich und unsauber, dazu nachweislich eine Giftpflanze. Das Volk nennt sie mit Recht Frieselbissen, weil verheerende Krankheiten dadurch erzeugt worden sind. Es soll eine ganz ungenießbare, ölig-fette Knolle sein, die allenfalls für die Domestiken und die Schweine eine genießbare Nahrung darstellt, obschon die preußische Majestät den Anbau angelegentlich empfiehlt. Ich habe meinem Verwalter einfach den Versuch untersagt . . ."

Die Thür wurde durch einen Diener geöffnet, und in derselben erschien in voller Toilette, riesig aufgepußt, die gnädige Frau. Huldvoll nahm sie die Begrüßung des Kavaliere entgegen, der nach ihren Befehlen fragte und ihr galant die Hand küßte, nachdem sie den ellenlangen Handschuh ausgezogen. Die Gnädige hatte ihren besten Staat angelegt, ihr Haar war ein Hochbau fast von der Länge des Gesichtes und bestand aus

verschiedenen Stockwerken. An beiden Wangen, an Stirn und Rinn trug sie Schönheitspflästerchen, winzige, schwarze, herzförmige Schüppchen, die die Anmut ihrer Gesichtszüge erhöhen sollten. Die Taille war furchtbar zusammengeschnürt, die ganze Gestalt steckte in einem seidenen Oberkleide, die Füße in weißen Atlaschuhen, deren Abjäge in der Mitte der Sohle angebracht waren.

Wohlgefällig und mit unverleugnetem Stolze blickte Herr von Sarsky auf seine Gattin, und nachdem die Begrüßung beendet, sprach er: „Madame ist von allem unterrichtet; wir können frei reden. . .“

„Und die lehrreiche Unterhaltung über den Anbau der Frieselbissen Ihrer Majestät von Sanssouci aufgeben,“ ergänzte sie heiter.

Die Herren lachten und sprachen sich nunmehr freier aus.

Inzwischen klapperten im Nebenraume die Teller. Die Herren wurden zum Souper gebeten, aßen kalten Entenbraten und tranken ungarischen Wein dazu. Die Gnädige ließ sich in Meißener Porzellan eine Tasse Thee servieren. Die Unterhaltung, die sich wegen der Anwesenheit der Dienstboten um gleichgiltige Dinge drehte, wurde für den Augenblick durch einen Lärmschuß von den Festungswerken aus unterbrochen: ein Soldat war heersflüchtig geworden.

Nach dem Souper erbaten sich die Herren Urlaub, um noch ein wenig die Stadt besehen zu können. Derselbe wurde ohne Anstand bewilligt, da Madame sich noch ein neues Kammermädchen mieten wollte, weil das andere ihr entlaufen war. Die Herren betraten also in der Abenddämmerung die Straße und schritten Arm in Arm dahin, wie sie es in Pragka gewohnt waren. Die Unterhaltung führten sie in französischer Sprache, da sich der Baron des pöbelhaften Deutsch nur zur Not und

im Verkehr mit dem Gefinde und den Rößnern seines Gutes bediente.

Auf der Breslauerstraße begegnete den beiden etwas sehr Anstößiges. Ein Offizier prügelte einen älteren, gut gekleideten Bürger unbarmherzig durch. Der Arme lag auf dem Boden und zitterte vor Angst und Schmerzen, während der wütende Mensch unter schweren Drohungen und Scheltreden auf den Wehrlosen einhieb.

„Er Gaudieb! Er filziger Philister! Ich will Ihn lehren, mir ein so billiges Verlangen abzuschlagen. Die Knochen werde ich Ihm zerkleinern, Er Schelm!“

Mit tiefster Entrüstung betrachtete der Baron das unwürdige Schauspiel, aber nicht lange, da trat er hinzu und sprach in gebietendem Tone: „Herr Leutnant, das geht zu weit! Zu einer Mißhandlung haben Sie kein Recht! Ich fordere Sie auf, sogleich den Bürger freizugeben, da ich gesonnen bin, seine Sache zu der meinigen zu machen.“

Der Angeredete ließ sein Opfer los und wandte sich gegen den unvermuteten Beschützer desselben, dem er stolz erwiderte: „Das Recht zu meinem Verhalten giebt mir mein Rang als preußischer Offizier. Ich werde sogleich auf der Wache meine Adresse zurücklassen und stehe Ihnen in jeder Form Rede und Antwort. Uebrigens, Herr von Terbrockh, thäten Sie besser, sich um Ihre eigenen, statt um fremde Angelegenheiten zu kümmern.“

Damit ging er hoch aufgerichtet dahin und war bald in der Dämmerung verschwunden.

Teilnehmend wandte sich nun der Baron an den Mißhandelten, half dem Manne, der an der Hand und am Kopfe stark blutete, in die Höhe und rief nach einem Bader.

„Was wollte der Unmensch von Ihm?“ fragte er den Verletzten, der sich vor Schmerzen wand.

„Ach, er verlangte zweihundert Dublonen von mir, nachdem er mir nach und nach fünfhundert abgeborgt hat, und ich habe sie nicht, ich habe sie nicht! Ich bin zu Grunde gerichtet! Er hat schon mein ganzes Vermögen!“

„Ich werde Sie schützen!“ rief der Baron. „Besuchen Sie mich morgen im Hause des Herrn von Sarstky.“

„Ach,“ ächzte der Arme, „Sie können mir nicht helfen, gnädiger Herr, kein Mensch kann mir helfen. Er hat beschlossen, mich tot zu schlagen. Ich kann mich auf der Straße am Tage nicht sehen lassen, oder er lauert mir auf, und komme ich abends, so bin ich auch nicht sicher, wie Sie sehen. Ich wollte schon öfters aus der Stadt gehen, um mein Leben zu retten, aber er hat alle Wachen instruiert, daß sie mich nicht aus dem Thore lassen.“

Der Baron knirschte mit den Zähnen. Inzwischen kam der Bader, nahm den Verwundeten in Empfang und versprach, sein Möglichstes zu thun. Dann zog er ihn rasch mit sich fort in eine Seitengasse.

„Versäumen Sie es trotzdem nicht, mich morgen zu besuchen,“ rief ihm der Baron nach.

„Dieser Fall wird mich bestimmen, dem Kommandanten nun doch einen Besuch zu machen,“ fuhr er zu dem Freunde gewendet fort, „und was sich thun läßt, werde ich thun. Es wundert mich nur, daß der Mensch mich kannte und meinen Namen so geläufig sprach; ich erinnere mich nicht, ihn je gesehen zu haben.“

„Hoffentlich wirst du dir keine unangenehme Geschichte aufgeladen haben,“ antwortete Sarstky; „je nachdem es ein Heißsporn ist, schickt er dir morgen seine Zeugen.“

„O, es wäre mir ein Vergnügen, ihm mit dem Degen in der Hand den Text zu lesen,“ meinte der Baron.

Sie gingen weiter. Der Weg führte sie über den Fluß in die Friedrichsstadt, in die Königsstraße. Vor der Bergapothek machte Sarsky Halt und wollte eintreten. Der Baron aber, dessen adeliger Stolz beim Anblick des altfränkischen, philistermäßigen Gebäudes erwachte, zögerte und theilte seine Bedenken dem Freunde mit. Aber dieser wußte seine Abneigung zu überwinden, und bald sahen sie sich in einem ziemlich geräumigen Sälchen zu ebener Erde.

Ein mächtiger Tabaksqualm erfüllte den Raum, so daß man bei dem matten Scheine zweier schlecht geputzter Talgkerzen kaum die Personen darin unterscheiden konnte. Nachdem sich der Baron ein wenig an die dicke Luft gewöhnt hatte, sah er eine Menge Gefäße an der Wand, Phiolen, eine verstaubte Elektrifiziermaschine und mehrere gläserne Retorten. Ein scheußliches Totengerippe stand in einer Ecke, und mehrere ausgebalgte Tierleichen glogten auf die Gesellschaft herunter, die an einem länglichen Tische saß. Diese bestand aus dem Syndikus, einem Räte, einem Arzte und einigen Spießbürgern, und alle schienen von jener Trinkersorte zu sein, bei der man vor Mitternacht ein Brecheisen ansetzen muß, um sie von ihren Sizen zu trennen.

Mit großer Höflichkeit machten die Anwesenden den Herren Platz, und der Baron vernahm zu seiner Ueberraschung, daß man nicht nur seinen Namen, sondern auch seine Herkunft und die freundschaftlichen Beziehungen zu Herrn von Sarsky bereits kannte: die Diener des Reisenden hatten gegen Branntwein und Trinkgelder so viel verraten, als sie konnten, und die kleinstädtische Neugier hatte das Erfahrene rasch ausgetragen. Der Empfang war übrigens derart, daß der Baron der Gesellschaft zu Ehren sich auch ein Glas Aquavit bestellte, obschon er als Kavalier dieses plebejische Getränk verachtete.

Die Gesellschaft unterhielt sich sehr lebhaft über den Deserteur, der heute aus dem Friedrichsfort entwichen war. Wie

man höre, sei es ein junger Bursche, der schon zweimal geflüchtet und dafür schon durch die Gasse laufen mußte. Man wünschte ihm, daß er diesmal entkommen möge, denn erwischte man das junge Blut zum dritten Male, so war ihm die Kugel gewiß.

Während dieser Reden merkte der Baron, daß ihm schräg gegenüber noch ein anderer Mann saß, den er bei seinem Eintritt nicht bemerkt hatte. Das war ihm unerklärlich, er hatte sechs Personen gezählt, und nun waren es sieben. Dabei hatte er weder die Thür gehen hören, noch das Geräusch vernommen, das jemand bei der Einnahme eines Stuhles verursacht. Der Mensch sah aus wie ein behäbiger Spießbürger, und der Baron hielt ihn für einen alten Holzhändler oder dergleichen, der keiner weiteren Aufmerksamkeit würdig war.

Die Tischgäste unterhielten sich weiter, oft mehr durch Gebärden, als durch Worte; sie nahmen erbitterte Züge an, manchmal schlug einer mit der Faust auf den Holztisch oder klopfte grimmig seine Pfeife aus. Der Baron bekam bald heraus, daß diese Philister, so sehr sie durch ihren Stand von ihm geschieden waren, mit ihm eins waren im Hasse gegen die neue preussische Regierung.

Er hatte seine Freude daran, denn er war gut österreichisch und hielt es mit der kaiserlichen Partei, die seine Rechte besser schützte. Von ungefähr sah er nach jenem Holzhändler, und zu seinem Erstaunen fand er an dessen Plaze eine ganz andere Person: ein junger Mann mit adeligen Manieren saß da, elegant mit Spitzenhemd, Perücke, Zopf und Stutzerdegen ausgerüstet, und sah vornehm nachlässig und gleichgiltig drein. Der Baron glaubte zu träumen und schaute betroffen den Menschen an. Hier konnte es nicht mit rechten Dingen zugehen, der alte Philister war so geräuschlos gegangen, der junge Herr wie ein Geist gekommen! Da jedoch den anderen der Wechsel nicht auf-

gefallen zu sein schien oder sich niemand darum bekümmerte, so nahm die Unterhaltung ihren Verlauf, und Terbrock wurde dadurch von weiteren Betrachtungen und Beobachtungen abgelenkt.

Das Gespräch drehte sich jetzt um den Kommandanten der Festung, General Wallrave, über den im wohlwollendsten Sinne gesprochen wurde. Er sei ein Volksfreund, wurde gesagt, und gebe nicht gern Befehle, die den Bürger bedrückten. Wenn er aber der Stadt einen Nachteil zufügen müsse, dann thue es ihm allemal sehr leid. Ein Ehrenmann sei er, das müsse ihm der Reid lassen.

Der Baron mußte sich im stillen sagen, daß der so günstig Besprochene es wenigstens nicht an Höflichkeit fehlen lasse, dafür hatte er ihm ja noch heute einen Beweis gegeben. Schon erwog er, ob die Erwidrerung dieser Höflichkeit durch einen Besuch nicht angebracht sei, schon mit Rücksicht auf seinen Gastfreund, und dabei sah er zufällig nach jenem jungen Herrn, der soeben so rätselhaft auf den gegenüberliegenden Platz gekommen war — der Platz war leer, der junge Herr verschwunden.

Der Baron wußte nun nicht, ob er wache oder träume, er brauchte das in den französischen Romanen beliebte und empfohlene Mittel, sich an die Nase zu fassen, und damit das nicht auffalle, wollte er eine Prise aus seiner goldenen Tabatière nehmen — die Dose war nicht mehr da, obgleich er ganz gewiß war, sie in eine Schosstasche seines Rockes gesteckt zu haben. Da er aber weder auf dem Wege, noch in der Bergapothek einen Fall gehört hatte, der auf ein Entgleiten schließen ließ, so mußte er annehmen, daß er sie eben doch in der Wohnung des Kammerrats gelassen habe. Der Diener würde ja wohl darum Bescheid wissen. Aber der Rätselhafte! Geseht, jener Holzhändler, die erste Person, hätte schon dagelassen, als er

eintrat, so war es doch unerklärlich, wie er so gedankenschnell und ohne irgend welches Aufsehen oder Geräusch zu erregen, durch jenen Standesherrn hatte ersetzt werden können! Die Gesellschaft freilich hatte von dieser Metamorphose keine Notiz genommen; sie steckte aber auch in dichtem Tabaksnebel.

Terbrocht, der für einen Edelmann damaliger Zeit ziemlich gut unterrichtet war und einen scharfen Blick besaß, war ratlos und fing an zu grübeln. Sein Freund, der seine Schweigsamkeit bemerkte, hielt ihn für ermüdet und machte ihm den Vorschlag, nach Hause zu gehen. Tief aufatmend verließen beide den raucherfüllten Raum und traten auf die mondschein-glänzende Straße. In der Friedrichsstadt war es leidlich hell, aber sehr ruhig; vom Fort aus wurde die Retraite geblasen.

Unwillig über die ihm verhaßte Musik beschleunigte der Baron seine Schritte. Da stieß sein Fuß an einen glänzenden, klirrenden Gegenstand. Er hob ihn auf und erkannte seine vermißte Tabatière! Freudig überrascht besah er sein Wappen darauf und seinen Namenszug, ließ den Deckel aufspringen — und gewahrte darin einen gefalteten Streifen weißes Papier. Auf diesem war geschrieben:

Moriamur pro nostro rege Maria Theresia.





Cagliostro.

Frau von Sarzky hatte unterdessen ihre liebe Not und Mühe gehabt. Nach dem Souper war sie in die Küche gegangen und hatte da ihren Ehrenplatz eingenommen, mit Befriedigung ihre Blicke umhergehen lassend an den Reihen blühenden Zinn- und Kupfergeschirrs sowie an dem Stagentische mit edlem Meißener Porzellan, das mit dem Familienwappen geziert war. Würdevoll setzte sie sich zurecht und klingelte dann, damit das Mädchen, das sie mieten wollte und das unterdessen draußen gestanden hatte, eintrete.

Da stand es nun, machte einen tiefen Knix vor der Gestrengen, die im Herrschertone fragte: „Wie heißt Sie?“

„Liesja Göke.“

„Lügen kann ich nicht leiden. Jede Lüge wird bei mir aufs strengste bestraft und zwar mit der Reitpeitsche. Verstehst Sie mich?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Was ist Ihr Vater?“

„Müller.“

„Wo lebt das Subjekt?“

„Ich weiß nicht, kann überhaupt nicht sagen, ob er noch lebt,“ erwiderte das Mädchen traurig.

Die Gnädige lachte hell auf. „Nicht übel, weiß das nicht, ob sein Vater noch lebt! Wie will Sie denn das erklären?“

„Die Kroaten sind ins Dorf eingebrochen, haben es angesteckt, und wir mußten alle flüchten. Zwei Tage habe ich gesucht, aber keinen von meinen Verwandten gefunden.“

„Sie sieht allerdings aus, als ob Sie zwei Tage oder länger durchs Land gestrichen wäre. Nun, ich will Sie vorläufig mieten, aber das sage ich Ihr: Wenn Sie Miene machen sollte, hier etwa ein unbändiges Wesen anzufangen oder im Dienst zu faulenzeln, zu mucken oder untreu zu sein, so lohne ich Ihr das erste Mal mit der Reitpeitsche, das zweite Mal werde ich Sie durch den Syndikus an den Pranger, zum dritten Male an den Galgen befördern lassen. Gehe Sie jetzt und lasse Sie sich von der Bode ihren Schlafstall zeigen.“ Vom Lohn sprach sie kein Wort.

Das Mädchen war kaum gegangen, als die Klingel sie wieder hineinrief.

„Dumme Gans! Hört Sie denn nicht, daß unten jemand an der Thür klopft? Geschwind gehe Sie hinunter und sehe zu, wer da ist!“

Erschrocken sprang Liesa hinunter und meldete dann: „Ein Mann steht unten, der die gnädige Frau sprechen will.“

„Wie sieht er aus?“

„Wie ein alter Jude, er trägt einen langen Rock und die Haare mit zwei Lösschen an den Schläfen.“

„Das glaube, wer will! Es ist schrecklich mit so unbeholfenem Volke. Soll eintreten!“

Liesa ging, um den Juden einzulassen und erschraf: vor ihr im Hausflur stand kein Jude mehr, sondern ein junger Offizier in preußischer Uniform, der das Mädchen lächelnd



Reiter u. Reiffe.

Der mutige junge Mann ergriff einen noch glimmenden Sparren und schlug damit auf die Reiter los.

(Text Seite 22.)

zur Seite drängte und wie ein alter Bekannter in die Brunnküche schritt.

Schon glaubte Liesja, daß gleich der Sturm losbrechen werde, und sah sich schon im Geiste am Branger, da hörte sie, daß der Leutnant sich mit der Gnädigen ruhig und leise unterhielt, und etwas ruhiger ging sie nun zur Jose, um sich ihren „Schlafstall“ zeigen zu lassen. Sie war todmüde, das arme Mädchen, das wirklich in Todesangst zwei Tage lang umhergeirrt war und die Ihrigen alle verloren hatte. Der Vater blieb verschwunden; die Schwester war ihr bei jener nächtlichen Heze auf dem Kirschberge verloren gegangen und hatte sich mit ihrem jungen Gatten, ebenso wie die andern verscheuchten Dorfleute, wahrscheinlich in das Gebirge geflüchtet. Liesja, die beim Suchen am längsten ausgehalten und die auch um Wilhelm sehr besorgt war, hatte darauf eingesehen, daß es für sie das Beste sei, wenn sie in die Stadt zöge. Mutig hatte sie sich auf den Weg gemacht und war ungefährdet nach Reisse gekommen, nachdem sie sich unterwegs nur einmal in einem Bauernhause kurze Zeit aufgehalten und ausgeruht hatte. In Reisse kannte sie die Frau eines Gastwirthes in der Bielstraße. Der Vater hatte hier öfters ausgespannt, wenn er mit Mehl in die Stadt kam. Zu dieser Frau flüchtete sie sich und hoffte von ihr aufgenommen zu werden, wenn auch nur vorläufig, bis sich ihr eine Stellung böte. Allein der böse Krieg machte die Menschen hart und unfreundlich: man wollte das Mädchen nicht kennen und schickte sie zu Frau von Sarshy, um sie los zu werden. Der Frau Kammerrat war das Mädchen entlaufen, vermutlich, weil sie die schlechte Behandlung nicht mehr ertragen konnte, und sie suchte daher ein neues.

Für den Augenblick war nun Liesja doch versorgt, wenn auch das abstoßende Wesen der neuen Herrschaft ihr wenig zusagte. Auch die Jose, eine hochnäsige Französin, die sich der

gnädigen Frau durch ihre Erfahrung in Toilettekünsten unentbehrlich gemacht hatte und auf ihre sichere Stelle pochte, betrachtete den Ankömmling durchaus nicht als ihresgleichen, verbat sich jede Annäherung und sprach nur mit der Dame, und zwar nur französisch, obschon sie des Deutschen leidlich mächtig war. Das arme Mädchen, das rings von Lieblosigkeit umgeben war, fühlte sich nicht wohl in dem vornehmen Hause, bekam Heimweh und weinte oft bitter. Sie hatte alles verloren, Heimat, Familie, den Geliebten, und wenig oder nichts dafür gewonnen. Indes nahm sie sich vor, es der Gnädigen recht zu machen, ihren Launen, deren sie viele zu haben schien, gerecht zu werden und stets gehorsam und brav zu sein. O, gut, willig und treu war sie, und es hätte der Drohung mit Pranger und Galgen wahrhaftig nicht bedurft.

Die gnädige Bese hatte ihr durch einen Wink ihren Schlafstall gezeigt, ein schiefes Dachzimmerchen, ziemlich dunkel, mit drei Lehmwänden, die vierte Wand und zugleich die Decke bildete das Ziegeldach. Ein großes Bett stand darin, das keinen so üblen Eindruck machte und aus den Herrschaftsräumen ausgerangiert zu sein schien. Das eichene Bettgestell ruhte auf massiven Füßen, war sehr hoch und an der Stirnseite mit Engelsköpfen und Blumen und einer Jahreszahl bemalt. Allerdings war das das einzige Möbel in dem Raume; ein zweites hätte ja auch keinen Platz gehabt. Für die Garderobe waren nur ein paar Nägel in die Lehmwand eingeschlagen, und das reichte für ihre Kleider, denn die arme Flüchtige hatte ja vor den Kroaten nur das retten können, was sie am Leibe trug. Indes war sie nicht verwöhnt, und das Zimmer genügte ihr. War es doch groß genug zum Schlafen, zum Weinen und zum Beten!

Sie sah sich um, horchte nach der Treppe hin, ob niemand sie belausche, und hob dann das bunte, blau geblümete Bettzeug

in die Höhe und barg im Strohsacke ihren einzigen Schatz, jenen Beutel mit dem Gelde ihres Vaters, den Wilhelm aus der Mühle gerettet. Vorher zählte sie ihren Reichtum. Es waren Maria-Theresiathaler und Friedrichsthaler, 485 Stück, eine schwere Last, die sie mit Sorgen glücklich bis hierher gebracht hatte. Sie wußte wohl, daß ihr das Geld nicht gehöre; es war ja Eigentum ihres Vaters, und wenn dieser tot sein sollte, so vererbte es sich auf ihre ältere Schwester mit, deren Rechte sie keineswegs schmälern wollte. Sie fühlte die Last der Verwaltung fremden Geldes und nahm sich vor, von diesem Schatze niemand etwas zu sagen; der Krieg konnte ja doch nicht ewig dauern, wenn Friede sein würde, wollte sie wieder in die Heimat ziehen und nach ihren Verwandten forschen.



Der fremde Offizier, in den sich jener alte polnische Jude so schnell verwandelt hatte, war unterdessen in die Küche eingetreten, in der die Gnädige Besuch zu empfangen pflegte, um ihren Reichtum an blinkenden Küchengeräten zu zeigen.

„Diesmal hoffe ich Ihren Dank zu verdienen,“ sprach er, indem er sich tief und gar nicht militärisch verneigte, „denn bis jetzt ist alles gelungen.“

„Vortrefflich,“ antwortete sie. „Bin begierig, was Er erzählen wird. Aber wie kommt Er dazu, sich in eine solche Gewandung zu stecken?“

„Aha, mille fois pardon, ich dachte nicht daran, wie sehr Ihnen dieses Kleid verhaßt ist.“

Mit diesen Worten verneigte er sich, trat aus dem Zimmer und kam fast augenblicklich wieder, vollständig umgekleidet. Er sah nun wie ein Gelehrter aus.

„Großartig und merveilleux ist Seine Kunst, sich zu verändern,“ sprach die Dame, „fast möchte man sich vor Ihm

fürchten. Nun aber berichte Er mir, was Er in der Apotheke angefangen."

"O, ich hatte es ziemlich leicht. Ich war hinter dem Ladentisch verborgen; der Apotheker spielt ja mit mir unter einer Decke. Die Herren saßen aber im dichten Tabaksnebel, und so setzte ich mich, als Spießbürger verkleidet, sogar zu ihnen, als der Baron gerade nach dem Syndikus sah."

"Das war gefährlich, man hätte Ihn leicht auskundschaften können. Der Baron ist klug und ein Feind plumper Betrügerei."

"Hätte mich aber nicht erwischt, gnädige Frau. Hinter dem Ladentisch ist eine Fallthür, die in den Weinkeller hinabführt, und von da aus kann man leicht auf die Straße kommen. Der Kellerhals war nicht verschlossen, wie ich es mir vom Apotheker ausbedungen hatte, und so konnte ich nach Belieben aus- und einschlüpfen. Eine Leichtigkeit war es für mich, ihm die Tabaksdose zu entwenden und den Zettel mit der Inschrift, die Sie mir diktierten, darin zu bergen; das hätte ein Kind gekonnt."

"Er vergißt Sein Hauptstück!"

"Was meinen Sie, gnädige Frau?"

"Nun, die Prügelei auf der Breslauerstraße, kommt die nicht auch auf Sein Konto?"

"Auch das wissen Sie schon, gnädige Frau?"

"Mein Bedienter, den ich auf Kundschaft hinter den beiden hergesandt hatte, berichtete mir den Fall. Ganz Reisse ist empört über die Roheit jenes Leutnants, ich lachte im stillen und dachte dabei an Ihn."

Der Besucher verneigte sich geschmeichelt. "Auch dieser Scherz wurde spielend durch mich zu Ende geführt, ich hatte freilich die geringere Arbeit dabei."

"Er soll Seinen Freund unbarmherzig geprügelt haben."

"Nicht der Rede wert, er schrie nur ganz nach Verabredung."

„Aber er hat geblutet!“

„Das Blut stammte aus der Metzgerei.“

„So, so. Aber der Bader, den der Baron gerufen hat, wird die Sache nun verraten können, wenn er weder eine Wunde noch eine Beule sieht.“

„Unmöglich, gnädige Frau, denn der Bader war ich selbst.“

„Admirabel! Ich bewundere Seine Geschicklichkeit, die namentlich im Verkleiden das Höchste leistet, was man je gesehen. Welche Wirkung wird nun das alles haben?“

„Dieselbe, die Sie beabsichtigten, gnädige Frau. Sie wünschten zu Ihrer Unternehmung Terbrokts Kopf und Arm, weil er gut österreichisch gesinnt ist, und der Herr Kammerrat, wie Sie sagten, kein Freund von mutigen Entschlüssen ist und zu viele Rücksichten nimmt. Da warfen wir dem Kavalier die Kroaten auf den Hals und zwangen ihn, sich hierher zu flüchten. Wie wir es anfangen, ihn gerade nach Reisse hereinzubugssieren, das bleibt vorläufig unser Geheimnis. An Ihnen ist es nun, ihn hier festzuhalten und vor Ihre Karre zu spannen. Wir haben ihn heute so aufgebracht, daß er in der Stimmung ist, sich in jeder Form für Oesterreich zu schlagen.“

„Doch unser Plan? Noch sehe ich keine Möglichkeit,“ sprach nachdenklich Frau von Sarsty.

„Die Möglichkeit ist da. Der König ist in Sachsen, wo ihn Daun festhält, und General Harsch ist auf dem nächsten Wege hierher, die Festung zu belagern. Man muß zuerst mit dem Feldmarschall unterhandeln, damit er seine Einwilligung giebt, denn ohne diese wird Harsch nichts unternehmen wollen, soweit ich ihn kenne. . . . Nun muß ich aber gehen, wenn ich kein Aufsehen erregen will.“

Er ging hinaus, kehrte aber fast nach einer Minute wieder völlig umgekleidet zurück. Nunmehr sah er aus wie eine alte Frau, gebrechlich, in dürftigem Aufzuge. Einen großen

Handkorb, der vermutlich sein Handwerkszeug und seine Garderobe enthielt, hielt er am Arm. Frau von Sarsky mußte hell auflachen. Der Künstler aber sagte: „Eine Frage, gnädige Frau, die Jungfer, die Sie heute gemietet haben, kommt mir bekannt vor. Ist ihr Vater vielleicht ein Müller?“

„Ich glaube, sie sagte so.“

„Ist sie von den Kroaten verjagt worden?“

„So behauptete sie wenigstens.“

„Dann ist es das Vögelchen, das ich zum Fliegen brachte. Ihr Schatz ist ein netter Bursche, auf den wir es lange abgesehen hatten. Er war stets so pfiffig, sich vor den Werbern zu verstecken, und da er kein Trinker ist, so war ihm schlecht beizukommen. Schließlich stellten wir ihm doch ein Bein.“

„Ich glaube, Ihm und den Kroaten entgeht nichts. Ist er nun fertig mit Seinen Vorarbeiten?“

„Ja, die Kette haben wir bereitet, den Einschlag liefern Sie, dann ist das Gespinnst fertig. Aber ich muß nun gehen, denn ich wittere die Herren.“

Damit empfahl er sich und humpelte wie ein altes Weib die Treppe hinunter, auf der ihm wirklich der Hausherr mit seinem Gast begegnete. Bei dem Kerzenscheine — Liesa war mit dem silbernen Leuchter ihnen entgegengeeilt — sah der Künstler, daß der Baron sehr blaß und nachdenklich aussah.

Herr von Terbrogky war diesen Abend sehr wortfarg und begab sich bald nach seiner Ankunft zur Ruhe, obschon die Gnädige ihn gern noch in ein Gespräch gezogen hätte.



Der Künstler, ein wahrer Cagliostro in der Verwandlungskunst — er hieß aber Johannes Schneider und stammte aus dem Pumpernickellande — ging mit erheuchelter Gebrechlichkeit durch die Zollstraße, dem Salzringe zu in seine Wohnung; die

Schauspielerei hatte ihn müde gemacht. Er hielt vor einem unansehnlichen Hause an und drückte auf die Klinke. Die Thür war aber verschlossen. Da entnahm er ohne Umstände seinem Korbe ein Bündel Dietriche, lauschte erst eine Zeit lang, sah sich listig um und öffnete dann ohne lange Mühe. Der Hausgang war dunkler als die Straße und von Kellerluft erfüllt. Geschwind streifte er sein Kostüm ab, warf es in den Korb und stand nun im gewöhnlichen Gesellschaftsanzuge da. Dann entzündete er eine Kerze mit Stahl, Schwamm und einem Stück Schwefel, schloß die Hausthür und kletterte zwei Treppen hoch. Hier öffnete er eine Thür und trat in ein Zimmer, in dem zwei Betten standen. Ringsum lag alles voller Kleidungsstücke, Kisten und Kasten in heillosor Unordnung.

In dem einen Bette lag ein Mann, der dem Eintretenden zurief: „Es riecht nach Schwefel. Da kommt der Teufel!“

„Ich wollte, der Teufel holte verschiedene Leute meiner Bekanntschaft!“ gab ärgerlich der Cagliostro zurück.

„Wer heißt dich so lange umherspulen? Ein ordentlicher Kerl geht zeitig zu Bette und läßt die Leute schlafen.“

„Nun wollte ich doch, daß ich dir in der Breslauerstraße eine derbere Lektion gegeben hätte.“

„Du bist schlecht aufgelegt, Jean,“ sagte der andere, „leg’ dich zu Bette.“

Der Künstler riß die Knöpfe seiner langen Weste auf, warf ein Kleidungsstück nach dem anderen, wohin es gerade kam, und setzte sich auf das Bett des Kameraden.

„Hat dich die Gnädige schlecht aufgenommen?“ fragte dieser.

„Kühl und höflich, weiter war es nichts. Wir haben ihr die Mahlzeit zurecht gemacht, speisen kann sie ohne uns. Ich habe das vorausgesehen und bin nicht enttäuscht, aber tauber Rüsse halber will ich nicht weiter arbeiten, ich sehne mich nach Ruhe.“

„Dann leg' dich zu Bette, Jean.“

Der andere überhörte den Einwurf und fuhr fort: „Mir kann es gleich sein, ob du Leute zusammentrommelt und ob der Oesterreicher oder der Preuß Herr von Schlesien ist. Was kümmert mich euer Krieg? Du natürlich als Werber . . .“

„Hab' ich dir denn nicht gesagt, daß der Kommandant die Kriegskasse hat und daß dir sechstausend Thaler daraus zugedacht sind? Oder ist dir das etwa nicht fest versprochen?“

„Frau von Sarsky konnte mir ebenso leicht alles Silber, das auf dem Monde liegt, versprechen. Wenn die Gnädige nun den Baron überschätzt und der nichts fertig bringt? Oder wenn der ehrliche Feldmarschall Daun nicht will oder der Anschlag mißrät? Oder wenn die Kammerrätin selbst nach Weiberart ihre Gefinnung wechselt? Nein, ich bin des Wartens und Hoffens müde, ich hänge das Geschäft an den Nagel und verheirate mich.“

„Verheirate dich,“ erwiderte ruhig der Werber; „ich wünsche dir Glück zu deinem Entschlusse und erbiete mich, den Freierrsmann zu machen. Darf ich fragen, auf wen deine Wahl gefallen ist?“

„Daraus mache ich kein Hehl. Die Gnädige hat ein neues Zöfchen gemietet, das nehme ich. Es ist zwar nur ein Bauernmädcl, aber sie ist hübsch und unverdorben, kurz, ich mag sie leiden.“

„Vortrefflich,“ sprach der Werber, „und bei deinem ungestümen Wesen thut dir ein Holzpantoffel zuweilen ganz gut.“

„Du magst recht haben; aber jetzt will ich ruhen, die Gnädige mag ein paar Tage auf mich warten. Gute Nacht!“

Damit warf er sich auf sein Bett und schnarchte bald laut.





Unter den Waffen.

Der arme Wilhelm war indessen durch die Kroaten gegen Süden geschleppt worden. Der Weg ging nach Mähren hinein und mußte rasch zurückgelegt werden, denn Oberschlesien war in der Gewalt der Preußen, und auf allen Festungen und Schanzen wehte die schwarz-weiße Fahne. Die ganze Nacht ging der Ritt, und wenn der arme Bursche müde wurde, so halfen ein paar Peitschenhiebe, ihn zur höchsten Kraftanstrengung anzu-spornen.

Am frühen Morgen, gegen vier Uhr, langten die Kroaten an einem Dorfe an, und Wilhelm, der die Gegend ein wenig kannte, war der Meinung, daß es Ziegenhals sein müsse. Hier waren sie am Ziele und konnten sich ihres Glückes freuen: die festen preußischen Husaren, die ihnen schon auf den Fersen gewesen waren, hatten sie diesmal verfehlt. Das ganze Dorf war mit Reitern besetzt, in jeder Strohhütte — denn etwas anderes gab's in dem armen Orte nicht — lagen sie, jede Scheune war zur Wohnstätte geworden, selbst Schuppen und Ställe lagen voller Menschen und Pferde.

Die Kroaten quartierten sich ein, so gut es ging. Wilhelm erhielt Brot und Schnaps und durfte sich ausruhen, sie ließen

ihm aber durch einen, der Deutsch verstand, sagen, daß er die Erholung nicht allzu lange ausdehnen dürfe, denn er müsse bei Tagesgrauen drei Pferde putzen, und dann ginge die Fahrt weiter nach Böhmen. Wilhelm war mit allem zufrieden und froh, daß er den lästigen Strick am Arme los war, als er sich auf die Erde warf, um einzuschlafen. Bei aller Ermüdung aber dachte er nicht an Schlafen, sondern an schnelle Flucht. Wenn das Dorf wirklich Ziegenhals war, dann mußte der vorbeifließende Bach die Viele sein, und wenn er dieser nachging, so mußte er nach Reisse kommen, wenn auch nicht in einer Nacht.

Er wartete also, bis alles schlief. Dann sah er um sich: keine Seele wachte! Er wunderte und freute sich über diese scheinbare Sorglosigkeit der Kroaten und Panduren. Wie leicht konnten ihnen die Preußen über den Hals kommen: Zieten'sche Husaren, Geßler'sche Kürassiere, Seidlitz'sche, Treskows'sche Reiter! Vorsichtig schlich er aus dem Schuppen, in dem er Quartier gefunden, heraus, trat auf den Hof und durch den Thorweg auf die Dorfstraße. Hier stand alles voll gepackter Wagen, und Wilhelm nahm mit Recht an, daß das die Bagage des österreichischen Heeres sei, dem die Kroaten zur Bedeckung dienten. Diese Wagenmenge kam seinem Fluchtplane sehr zu statten, er konnte sich leicht hindurchschleichen. Zuweilen stolperte er zwar über einen schlafenden Reiter, allein der Soldat im Felde schläft gut und fest und wird nicht so leicht erweckt. Wirklich kam der Flüchtling aus dem Lager, der Mond zeigte ihm den Weg aus dem Dorfe, jetzt war er schon auf dem Felde — allein; wie es schien, gerettet!

Er ging auf eine kleine Anhöhe, um einen Weg zu erspähen, der der Viele entlang führen möchte, und das — war sein Verderben. Er wußte gar nicht, daß er nicht der einzige war, den die Kroaten eingefangen hatten, um ihn zum Militär zu pressen, daß vielmehr eine ganze Menge Leute mit List und

Gewalt zusammengetrieben worden, die unter die einzelnen Horden zur Aufsicht verteilt waren. Da aber die Bewachungsmannschaften aus ermüdeten Leuten bestanden, hatte der Graf Hoya, der die Bagage kommandierte, den Vorpostendienst einer frischen Schwadron übertragen, einem neuen Trupp, der heute die Pferde noch nicht überangestrengt hatte. Diese Leute hatten nun die Doppelposten auszustellen und Schleichpatrouillen um das Lager zu schicken, die sich regelmäßig ablösten.

Einer dieser Reiter ritt gerade auf seinem Steppenrosse das Gelände hinan. Es war ein langer Mensch, der mit seiner dütenartigen Filzmütze, mit seinen mageren Gliedern, dem langen Spieße mit der dicken Haarquaste daran und in seiner steifen Haltung wie ein Gespenst aussah. Zu spät erkannte Wilhelm die Gefahr und duckte sich unwillkürlich. Aber, o weh: der Platz war zum Verstecken gar nicht geeignet und der Mond, der gefühllose Verräter, beleuchtete den Flüchtling.

Da verlor Wilhelm den Kopf und lief vorwärts den Abhang hinunter, obwohl es richtiger gewesen wäre, ins Dorf zurück zu laufen und dort eine günstigere Gelegenheit zur Flucht abzuwarten. Nun wurde das berittene Gespenst erst aufmerksam, ließ das Pferd aber noch langsam gehen und rief dem Flüchtigen nur etwas zu, worauf dieser indes nicht hörte, sondern hastig seinen Weg fortsetzte. Jetzt wurde dem Reiter die Sache verdächtig, er spornte sein Roß und jagte hinter Wilhelm her, daß die Funken sprühten. Während des Rittes machte er die Reiterpistole los, zielte und gab einen Schuß ab. Da blieb der Flüchtling stehen und streckte die linke Hand in die Höhe zum Zeichen, daß er sich ergeben wolle; der rechte Arm war von der Kugel des Kroaten getroffen worden und hing kraftlos herunter.

Wieder wanderte Wilhelm in Gefangenschaft, die diesmal schärfer gehandhabt wurde. Man schaffte ihn in einen Wacht-

raum, wo die rohen Reiter sich an seinem Schaden ergözten. Zum Glück gehörte ein Feldscherer zur Bagage, aber die Wachmannschaft war nicht allzu eilig, ihn zu bestellen, auch war er ein Salzburger, mit dem sich die slavischen Kroaten nicht gut verständigen konnten. So wurde es Morgen und klarer Tag, bis der ersuchte Helfer anlangte. Verdrossen — denn er hatte noch nicht ausgeschlafen — legte er den Verband an, nachdem er die Kugel herausgeschnitten hatte. Doch behauptete er, möglicher Weise sei der Knochen verletzt, dann werde der Verwundete auf Lebenszeit ein Krüppel bleiben. Das war keine tröstliche Aussicht für den jungen Mann, der aus Liebe zu seinem Müllerhandwerke hatte fliehen wollen. Denn wenn der Arm verkrüppelte oder gar abgesägt werden mußte — wie sollte er dann später wieder Mehl- und Fruchtsäcke heben?

Am Morgen wurde aufgebrochen. Der Zug nahm seinen Weg weiter nach Süden. Böhmen, hieß es, sei das Ziel des Marsches, nach einer Stadt Gablonz oder nach Reichenberg solle es gehen, dort erwarte sie das Huniady-Regiment, dem diese Bagage zugeteilt war. So viel erfuhr Wilhelm durch die Deutschen, die im Lager waren, und mit denen er schnell Bekanntschaft machte. Durch ihre Vermittelung erlangte er die Gunst, sich auf eine Karre setzen zu dürfen, auf der sein verwundeter Arm mehr Ruhe genoß. Dazu hatte er die Freude, daß seine Häsher sich weniger um ihn kümmerten; sie dachten wohl, daß er mit seiner schweren Wunde ihren Pferden doch nicht entlaufen könne. Die Verpflegung war schlecht, außer Branntwein und Brot bekamen die Leute nichts. Die Kroaten freilich verstanden es, auf der Streife sich hier und da Zukost zu erbeuten.

Unterwegs begegnete dem Reiterzuge unendlich vieles Kriegsvolk, Reiter in allen Trachten, Artillerie mit messingenen und selbst eisernen Kanonen, die im Rococostile verziert waren, und viele Bataillone Infanterie. Die Soldaten, soweit sie öster-

reichischen oder böhmischen Regimentern angehörten, trugen spitze Blechhauben mit dem Doppeladler, Feuerstein-Gewehre, die während des Marsches wegen ihrer Schwere meist auf Wagen gefahren wurden, weiße Uniformröcke mit gelben oder violetten Aufschlägen und Gamaschen.

Welche Menge fremder und verschiedenartiger Gesichter! Die einen trugen lange Bärte, andere hatten den Schnurrbart nach preussischer Husarensitte an den Enden aufgedreht, andere waren glatt rasiert; einige hatten Zöpfe und Perücken, andere gingen im „Schwedenkopf“. Blasse, gelbe, bräunliche Gesichter, viele durch übermäßigen Branntweingenuß, durch die Pocken, durch Schwert und Kugeln entstellt, so wogten die Massen vorüber. Die Offiziere dieser halb irregulären Kroaten-Regimenter saßen zu zweien oder vierten in Kaleschen, spielten, tranken, lasen, plauderten. Die meisten von ihnen verstanden nicht viel vom Kriegswesen, hatten aber ihre Freude an dem unruhigen, ereignisreichen Leben; sie hatten ihre Stellen erkaufte, die Leutnants für achttausend, die Majors für sechzehntausend, die Obersten für zwanzigtausend Gulden, und wollten ihr Geld nicht vergebens angelegt haben. Daneben bestand allerdings eine kleine Zahl meist Bürgerlicher, die durch ihre Tüchtigkeit zu ihren Posten gekommen waren. So waren die Kutschen meist voller süßer Dinge, Chocolate, Pariser Riechfläschchen, Schlafröcke, Spiegel. In manchen Wagen leisteten schöne Damen den Herren Gesellschaft. Ihr Gepäck hatten die Offiziere in langen Fuhrwerken, die ihnen nachts auch als Schlafwagen dienten und sehr bequem eingerichtet, aber schwer zu befördern waren. Befehlshaber dieses Heeresteiles war der General Harsch, der den Befehl hatte, einen Vorstoß nach Reisse zu unternehmen. Auf den Türmen dieser starken Festung sollte noch vor Eintritt des Winters wieder die österreichische Fahne wehen, die siebenzehn Jahre früher der preussischen hatte weichen müssen.

Der Bagagezug, in dem sich Wilhelm befand, hatte öfters seine liebe Not, in den Massen durchzukommen, aber die Kroaten waren geschickte Reiter, sie ermittelten Nebenwege und brachten den Zug schon am zweiten Tage glücklich auf die andere Seite des Gebirges, an dessen Südabhang sie wieder ein Lager bezogen, um die Pferde ausruhen zu lassen. Am dritten Tage ging die Reise weiter. Die Straßen waren nun stiller, aber der Marsch war doch für Menschen und Tiere sehr anstrengend. Die Tiere waren abgetrieben, die Leute müde und matt und hungrig. Mehrere Gäule waren gefallen, viele Räder gebrochen.

Am Abend langte man in Reichenberg an. Es war Anfangs Oktober, trübe und regnerisch, morgens und abends verdeckte ein dichter Nebel die Gegend, am Tage erschienen die Häupter des Gebirges in Schnee gehüllt. Wilhelm hatte das Wundfieber und stand große Schmerzen aus, doch tröstete ihn der Gedanke, daß die Oesterreicher ihn, den halben Krüppel, nun wohl aus dem Kriegsdienst entlassen würden. So tröstete sich freilich auch einer mit einem kurzen Bein, den die Werber irgendwo aufgegabelt und den Kroaten übergeben hatten, ein anderer, der sich absichtlich einen Körperfehler beigebracht hatte; ja, Einäugige, Buckelige und ein Mensch mit einem ekelhaften Kropfe fehlten nicht. Eine Anzahl gesunder Leute von allen möglichen Altersstufen war gleichfalls zusammengestohlen worden, es war eine merkwürdige Musterkarte von Ober- und Niederschlesiern, Polen, Juden und Ruthenen.

Die Stadt Reichenberg bot einen armseligen und kläglichen Anblick. Die Häuser waren nach alter, polnischer Art meist aus Holz gebaut und in schlechtem Zustande, die Straßen voller Schmutz und menschenleer; nur gebrechliche, alte Leute, aus deren Mienen das Elend sprach, waren zurückgeblieben. Die Folgen des unseligen Krieges lasteten schwer auf der verarmten Gegend.

Wilhelms Wunde heilte bei der gesunden Natur des jungen Mannes rasch, der Vorherfügung des Feldscherers zum Troß. Dieser kam anfangs täglich, um den Arm zu untersuchen; aber eines Tages erklärte er ihn für völlig geheilt, obschon Wilhelm gegen diese Ansicht laut Widerspruch erhob. Seine Befürchtung, daß er nun doch weiter als Kanonensfutter verwandt werden möchte, wurde zur Gewißheit. Sogleich dachte er wieder an Flucht. Wenn es ihm gelänge, aus der Stadt zu kommen, so könnte er sich in das Gebirge retten. In der Nähe der Schneekette, nahe bei Krummhübel, war eine Baude auf dem Gebirge, dort wohnte ein Better mütterlicherseits von ihm, bei dem er fürs erste eine Unterkunft finden würde. Sollte auch der Weg noch so lange währen und noch so gefährlich sein durch die verschneiten Wege und Sümpfe und drohenden Schneestürze, er wollte lieber in Gottes Hand geraten, als in der der Menschen bleiben. Bald mußten ja die Heere in die Winterquartiere einrücken, und dann konnte es ihm nicht fehlen, sein Heimatdorf zu erreichen, wo er nach Liesa forschen wollte.

Inzwischen war nämlich so viel Militär aus dem Innern Oesterreichs in Reichenberg angekommen, daß die einzelnen Abteilungen zusammengedrängt wurden und so das Durchkommen schwer hielt. Tag und Nacht streiften Reiterscharen umher und machten auf jeden Ausreißer Jagd, und wenn einem solchen nicht etwa ein Rebel zu Hülfe kam, so war die Sache für ihn schlimm. Selbst Leute, die Urlaubspässe hatten oder auf Befehl außerhalb des Lagers zu thun hatten, mußten sich vor den Reitern und ihren Kugeln und scharfen Säbelhieben in acht nehmen. So erzählten Wilhelms Unglücksgegnossen, von denen jeder schon einen Fluchtversuch gemacht oder geplant hatte. Ingrimmig betrachtete er die rohen Kroaten, die ihn wie den biblischen Joseph aus der Heimat gestohlen hatten für wenige Silberlinge; denn sie bekamen ihr Fanggeld, obgleich die Werber

den Löwenanteil erhielten. Besonderen Haß hatte er auf einen unter ihnen, denselben, der ihn damals auf dem Wege nach dem Kirschberge gefangen genommen hatte. An einem Tage gab es zwischen den beiden eine scharfe und kräftige Auseinandersetzung.

„Bremšfrel sagði mloffi þaschoðl triðis gewatš!“ sagte höhnend der Kroat.

Es war nicht fein, sich solch' grober Worte zu bedienen und dazu ein höhnisches Gesicht zu machen, und Wilhelm war nicht gesinnt, sie sich gefallen zu lassen. Er ballte die Fäuste und machte einen Schritt auf den Kroaten zu. Da hob dieser seine Karbatsche, um jenem einen Denkfettel zu geben. Er kam nicht so weit, denn Wilhelm wurde vom Zorne bemeistert und schlug dem Kerl eine derbe Maulschelle in sein freches Gesicht, so daß er zurücktaumelte und einen drolligen Purzelbaum schlug. Der Kroat schimpfte schrecklich — es hörte sich an, als ob er beständig nieste und häufig „h“ dazwischen spräche —, aber anstatt zum Säbel zu greifen, lief er sehr unmännlich zu dem Feldwaibel, der die Aufsicht im Lager hatte, um ihm sein Unglück vorzukaudertwelschen. Mehrere deutsche Infanteristen lachten hell auf bei diesem Vorfall und belobten den jungen Mann, denn sie waren den schmutzigen, diebischen Kroaten nicht grün und gönnten allen eine Ohrfeige und noch mehr.

Der Feldwaibel kam aus seinem Quartier und hörte die Beschwerde anscheinend aufmerksam an, während der Klage führende Reiter auf Wilhelm zeigte und sehr heftig gestikulirte. Schon machte sich der letztere auf eine Partie Spießruten gefaßt oder so etwas Aehnliches, aber es geschah nichts dergleichen. Der Feldwaibel antwortete nur wenige Worte und machte eine Handbewegung, die zu sagen schien: Ach, es ist nicht der Rede wert; ich will nichts damit zu thun haben. Wilhelm glaubte sogar annehmen zu können, daß der Feld-

waibel mit Rücksicht auf die deutschen Infanteristen so glimpflich sei und ein Auge zudrücke, denn diese machten Gesichter, als hätten sie Lust, ihren Landsmann in Schutz zu nehmen. Einer öffnete seinen Tabaksbeutel und bot Wilhelm eine Pfeife, ein anderer schlug ihm Feuer, und ein dritter trank ihm einen Schnaps zu.

Am anderen Tage wurden die Gefangenen in die Kirche gebracht, um vereidigt zu werden. Wie sah es in dem geweihten Raume aus! Drei Viertel des Kirchenschiffes dienten, da es bei der großen Truppenanhäufung in dem Städtchen an Unterkunftsräumen mangelte, als Lazarett. Der ganze Raum lag voll Stroh. Etwa dreißig Verwundete waren hineingebracht worden; obwohl aber täglich einige davon starben, verringerte sich die Zahl nicht, weil die Lücken durch neuen Zuzug vom Kriegsschauplatz stetig ausgefüllt wurden.

„Gebt mir zu trinken! Ich verbrenne!“ rief ein armer Scharfschütz im Fieberwahnsinn, dem eine preußische Granate den Leib schwer verletzt hatte.

Erschüttert eilte Wilhelm zu einem Pferdeeimer, der mit lehmigem Wasser gefüllt war und brachte dem Unglücklichen in einem zinnernen Becher die ersehnte Labe. Der Mann trank gierig, und der Samariter mußte noch zweimal gehen, um den Becher zu füllen. Eben wollte er diesen zurücktragen, da hielt ihn der Sterbende am Fuße fest.

„Bleib' einen Augenblick, Landsmann, du bist gut,“ sprach er mit schwacher Stimme. „Thu' mir eine Liebe, deutscher Bruder. Wenn du einmal ins Raunser Thal kommst, so bist du in meiner Heimat, im schönen Lande Tirol. Dann geh' nach Feuchten durch und schlage dich linker Hand nach der Bergeilspitz zu. In der Sägemühle am Staubbach — es ist nur eine in der Gegend — wirst du meinen Schatz finden: Liesa Bodega . . . grüße sie von ihrem Joseph, der hier in

der Fremde stirbt. Sage ihr, Bruder, ich hätte sie lieb gehabt bis zum Ende und wäre ihr treu geblieben. . . . Schenke ihr dies . . .“ Er nestelte mit halberstarrten Händen ein vergoldetes Kreuzchen los, das er Wilhelm reichte. „Sage ihr, sie wäre nun frei und könnte den Kaverl nehmen, mit mir wär's zu Ende . . .“

Darauf schwieg der Scharfschütze und schloß die Augen.

„Bei Gott, das thu' ich,“ antwortete gerührt Wilhelm, „sei darüber ruhig, Bruder. Gieb aber die Hoffnung nicht auf, du kannst noch gut werden . . .“

„Ach was, du Narr! Siehst nit, daß der tot ist?“ rief die rauhe Stimme des Feldscherers dazwischen. „Was hilft dem dein Gefasel, die Augen sind ihm ja gebrochen.“

Und er faßte rauh dem Toten ins Gesicht, hob das Augensid in die Höhe, schüttelte und kniff den Leichnam und rief zwei Soldaten, daß sie den Gestorbenen auf die Bahre legen sollten.

Mit Grausen wandte Wilhelm sich ab. Er nahm sich vor, den letzten Wunsch des Toten zu erfüllen, wenn es eben möglich wäre, und steckte das Kreuzchen ein. Dieses hieß das Mädchen, das nun auch vergeblich auf ihren Geliebten wartete, wie ihre Namensschwester in Schlesien. Wer weiß, ob seine Liesa nicht auch bald von einem Bekannten oder Freunde einen letzten Gruß von ihrem Bräutigam bekommen würde, wie jene von dem armen Scharfschützen, den sie jetzt aus der Kirche herausbrachten.

Die rauhe Stimme des Feldwaibels schreckte Wilhelm aus seinen Träumen. Er befahl laut den eingebrachten Rekruten, sich aus einem Haufen militärischer Kleidungsstücke, der auf der Erde lag, zu bekleiden, und schwur dabei, daß keiner aus der Kirche gelassen würde, der nicht wie ein Soldat aussähe.

Da lagen allerhand Röcke, Mäntel, Hosen, dazu Helme und

Bandeliere. Alle diese Montierungsstücke waren den Gestorbenen ausgezogen worden, sie waren zerrissen, durchlöchert, voller Blut und Schmutz. Mit Ekel betrachteten sie die Sachen, aber auf wiederholte Aufforderung des Feldwaibels griffen sie zu, ja, sie stritten und rissen sich noch um die widerwärtigen Lappen.

Endlich standen sie in Reih' und Glied da. Einige Offiziere erschienen, die Fahne des Huniady-Regiments wurde hereingebracht, ein Trommeltwirbel übertönte das Murren der unfreiwilligen Rekruten, die Notrufe der Kranken. Der Feldwaibel forderte sie auf, die Fahne anzufassen und eine Rede nachzusprechen, die einer aus einem in Schweinsleder gebundenen Büchelschen vorlas. Die Rekruten wußten kaum, daß sie vereidigt wurden; viele verstanden nichts und sprachen auch nicht mit. Dann trat ein Oberst hinzu, besah die Leute und bestimmte den einen als Musketier, den anderen zur Kavallerie, den zur Bagage, einen anderen zum Geschütz. Damit waren alle zu Soldaten gemacht.

„Seit wann nimmt man denn Einäugige in den Krieg?“ fragte ein armer Teufel.

„Ei, du Schlanker!“ antwortete ihm im gemütlichsten Wienerisch der Hauptmann, „kommt's dann auf die Masse von Gliedern an im Krieg? Got so manch einer eine Menge davon und weiß doch nix Rechts damit anzufangen. Die Kaiserin woaß eben, daß du an fescher, an gescheuter und tapferer Bursch' bist mit gesunden Armen und Hagen. Hoast nur an Aug', aber auch eben nur an Herz für Oestreich, und dös is woas wert, will ich moanen. Zudem, wenn du schiaßt, kannst so nur an Auge brauchen.“

Die Fortsetzung der Rede machte der Feldwaibel, der dem Einäugigen derb auf die Schulter klopfte und ihn aus einer Weinflasche einen Schnaps trinken ließ, der scharf war wie Schwefelsäure.

Nun meldete sich auch Wilhelm, den sie ohne Besinnen zur Infanterie befördert hatten. „Ich bien ja a Krüppel!“ rief er.

„Schau’!“ rief der Hauptmann, „was für an netter, an schöner Bursch! Staatskerl! Der Feinste im ganzen Regiment! Schau’, Feldwaibel, so an Prachtexemplar von Kerl hob i mein Tag nit g’sehn!“

„Ich bien ja a Krüppel,“ schrie Wilhelm lauter, „ich ho a an Kugel im Arm reinkriegt!“

Er streifte den Rockärmel zurück und ließ seinen Unterarm sehen, an dem deutlich eine große Schußnarbe prangte. Der Hauptmann besah den Arm, machte ein bedenkliches und verdrießliches Gesicht und fragte den Feldwaibel um seine Meinung in dieser unangenehmen Geschichte.

„Der Staatskerl ist woahrhaftig an Krüppel,“ sagte er, „mit anem so zerichossenen Arm hebt dir koan Mensch an Gewehr hoch oder an Säbel. Woas moinst, Feldwaibel?“

Der Gerufene trat heran, machte anscheinend auch ein sehr bedenkliches Gesicht, befühlte den Arm, schüttelte mit dem Kopfe, fing dann aber an zu grinzen.

„Woas moinst, Feldwaibel?“

Da erzählte der Feldwaibel, daß Wilhelm mit eben diesem verkrüppelten Arme noch gestern eine schöne Kraftprobe abgelegt hätte. Ein Kroat, selber ein baumstarker Kerl, hätte mit ihm Händel bekommen, und in der Attacke hätte ihm Wilhelm mit der rechten Hand einen so derben Schmarren ins Gesicht gehaut, daß der Kroat vor Schmerz und Kummer bald umgekommen sei und jetzt noch daran leide. Es sei ein fürchterlicher Klatsch gewesen, die ganze vierte Compagnie hätte ihre Freude daran gehabt und sei Zeuge.

Es war vergebens, daß gerade ein Todfranker laut aufschrie, der Eindruck dieses Berichtes war für alle Offiziere und

Soldaten so zwerchfellerschütternd, daß die Kirche von ihrem Gelächter bebte. Nur Wilhelm blieb ernst und hatte Ursache dazu. Der Hauptmann konnte sich lange nicht vor Heiterkeit beruhigen.

„Nun schau' mir aner döz Schlankerl an! Got Kräfte für Zehn und schamt sich wie die Madeln!“

Darauf erhielten alle Branntwein und einige Kreuzer, die für acht Tage ausreichen sollten. Dann wurden sie aus der Kirche geführt; niedergeschlagen, wie Verkaufte und Verratene, schlichen sie dahin und achteten wenig des Spottes der alten Kriegsknechte.

Nun wurden sie auch einexerciert, lernten langsamen Schritt, Compagnie- und Bataillonsmarsch und die Gewehrführung, und alles ging wie im Sturmschritt, denn in wenigen Tagen schon sollten sie gegen den Feind geführt werden. Wilhelm hatte es gut bei diesen Uebungen, denn er war ein anständiger, kräftiger Bursche und verstand namentlich das Wienerisch, das die Kommandeure sprachen, und dessen Verständnis den Ausländern so schwer wurde.





6

Die Schlacht bei Hohenkirch.

Aus dem Osten kamen unterdessen neue Truppenmassen in allen Trachten, Türken, Serben, Slaven, Albaner, Dalmatier. Sie rückten mit federgeschmückten Czakos, mit Dreimastern, Helmen und Filzhüten, an, manche führten unförmliche Hakenbüchsen mit sich, die aus dem dreißigjährigen Kriege stammen mochten, andere hatten Dolche, Kreuzschwerter, Krummjäbel, Lanzen und selbst Hellebarden. Die Pferde hatten die verschiedenartigsten Geschirre, die Bagagewagen zeigten mitunter ganz abenteuerliche Formen. Und wie kauderwelschte alles durcheinander! Da umarmte ein Ungar einen Tschechen und schwur ihm beim Schnapsglase ewige Freundschaft, dort beschuldigte ein Slowake einen Polen, ihn bestohlen zu haben, da umstand eine Gruppe bärtiger Kriegersleute einige italienische Moraspieler. Welch ein Gewimmel! Welch ein Leben!

Den Einsichtigen konnte nicht verborgen bleiben, daß sich etwas Bedeutendes abspielen mußte, daß ein großes kriegerisches Ereignis bevorstand. Nahte doch der Winter, vor dessen Beginn die letzten Waffenthaten geschehen mußten, damit jede der feindlichen Parteien zum Frühjahr sich in der möglichst besten Stel-

lung befand. Der Herzog von Zweibrücken war längst schon mit der Reichsarmee, die ja ebenfalls gegen Friedrich mobil gemacht worden war, in Sachsen eingerückt, das Hadifische Corps hielt sich nahe bei Dresden am linken Elbufer auf, die Lausitz hielt General Guaske besetzt, der bei Schandau an der Elbe stand, Feldmarschall Daun mit der Hauptmacht bedrohte Dresden und erwartete den Preußenkönig, und von Böhmen her nahte der unermüdliche General Laudon, der tapferste und persönliche Feind seines großen Gegners, der vor Eifer glühte, dem Hohenzoller und seiner „Wachtparade“ die Spitze zu bieten. Das Huniady-Regiment gehörte zu den Truppen, die bestimmt waren, die Hauptmacht der Kaiserlichen in der Lausitz zu verstärken.

„Es geht los! Bald wird's wieder knallen!“ So ging es von Mund zu Mund, so riefen die Abziehenden den Zurückbleibenden zu, so hieß es morgens bei der Parole, abends beim Lagerfeuer, in der Nacht auf einsamem Wachtposten. Zerlumppte, alte Zigeunerinnen schlichen wie Gespenster durch das Lager, tauchten bald da, bald dort auf, weißsagten eine große Schlacht, die zu Gunsten der apostolischen Majestät ausfallen werde, und jedem Gläubigen aus seinen Handlinien das, was er gern hörte: dem reiche Beute, dem eine Korporal- oder gar Fähndrichsstelle, dem einen ein Verdienstkreuz, dem anderen eine gute Gelegenheit, zu entweichen, die Heimat, Vater, Mutter und Liebste wiederzusehen.

Endlich mußte auch Wilhelms Compagnie ausmarschieren. Der Weg ging von Reichenberg über Grottau, Zittau, Löbau nach Rittlitz. Hier wurde gerastet. Ein großes Lager wurde auf mäßiger Anhöhe abgesteckt und rings umher acht Schuh tief ein Graben geführt; in den fünf Schuh hohen Wall, der durch die ausgeworfene Erde gebildet war, bettete man die Kanonen, die noch durch Schanzkörbe und Erdsäcke besonders geschützt wurden.

Vor dieses Hauptlager legte der kluge, erfahrene Daun noch kleinere Lagerplätze, die auf ähnliche Weise verschanzt waren und dem Feinde die Möglichkeit nehmen sollten, die kaiserlichen Streitkräfte recht abzuschätzen. Wilhelm befand sich im vorge-schobensten Lager, nahe bei dem Dorfe Lehn, dem erwarteten Feinde am nächsten. Seine Kameraden waren zur Hälfte Rekruten, Ueberläufer oder wiedereingefangene Deserteure. Daun wußte wohl, daß die vorgehobenen Posten am meisten zu leiden hatten und hielt seine disciplinierten Kern- und Gardetruppen in der Reserve.

Wilhelms einziger Gedanke war immer noch die Flucht, aber vergebens spähte er nach einer passenden Gelegenheit. Bei Tage war ein Entrinnen gar nicht möglich, da die Gegend sehr leicht zu übersehen war. Der harte Krieg war ein Feind der Wälder gewesen, stundenweit waren alle Büsche schonungslos abgeholzt worden. Bei Nacht aber schien das Durchbrechen der Vorpostenlinie noch gefährlicher, denn beständig schwärmte Kavallerie um das Lager und ritt jeden Ausreißer nieder. Selbst Couriere, Adjutanten und Marketender wurden angehalten, bedroht oder verletzt. Mit Unbehagen betrachtete Wilhelm seine Kameraden. Es waren rohe, verdorbene, verwilderte Gesellen, die wüste Lieder brüllten, nur von Raub und Beutemachen träumten und mit schmutzigen und dazu gezeichneten Karten falsches Spiel um Brantwein führten. Woher sollte auch eine bessere Moral unter ihnen kommen? Waren es doch zusammengeraubte Leute, und nicht wenige unter ihnen hatte man aus der Kerker Nacht gezogen.

Vom Lager aus konnte man das gegenüberliegende Dorf sehen. Es führte mit Recht den Namen Hochkirch, denn das Kirchlein mit seinem ummauerten Friedhofe, auf dem man die Grabkreuze zählen konnte, lag auf der Höhe, vom Lager getrennt durch einen Bach, der zwischen felsigen Ufern dahinfließ. Wenn es

Wilhelm gelänge, da hinüber zu kommen! Nur bis an diesen Bach, denn diesen konnten die Reiter nicht so leicht nehmen, und auf die Höhe folgte ihm niemand. Von da aus hätte er wohl die Stadt erreichen können, die er im Hintergrunde sah und für Görlitz hielt — es war aber Baugen. Am Bache lag eine Mühle, das Rad stand still und schimmerte grünlich, zum Zeichen, daß es sich lange nicht gedreht hatte; die Fenster waren eingeschlagen, als ob die Kroaten darin gewesen wären, statt der Tauben flog ein Schwarm Raben um das Dach. Welche Erinnerungen kamen dem Müllerburschen bei diesem Anblicke! Sein Unglück fiel ihm ein, die Mühle daheim, Liesa und ihr ungewisses Schicksal, und er gedachte mit Kummer der Heimat.

Zwei Kameraden hatten das Desertieren versucht, aber mit schlechtem Erfolge. Die Reiter fingen sie um Mitternacht ein, und man stellte sie vor ein Kriegsgericht, bei dem der General Liskowitsch den Vorsitz führte. Dieser Offizier war im ganzen Heere als ein gestrenger Herr bekannt, der bei Insubordination und Diebstahl sogleich hängen ließ und deshalb von den Soldaten der „Hängegeneral“ genannt wurde. Man erzählte, daß er für jeden Dieb oder Deserteur das Urtheil in der Form verhängte: „Kerl wird gehängt, vorbehaltlich kaiserlicher Genehmigung!“ Die edle Kaiserin hatte freilich gut genehmigen oder nicht genehmigen, wenn der arme Teufel schon unter dem Sandhaufen lag!

Die beiden eingefangenen Deserteure waren ein Holländer und ein Schweizer, von denen der erste zu Spießruten, der zweite zur Kugel verurtheilt wurde. Die Befehle wurden sofort ausgeführt. Dem Holländer bekam schon der erste Gang schlecht. Er sollte durch eine Gasse laufen, die von einer Compagnie gebildet wurde. Jeder Soldat hatte einen Ladestock bekommen oder eine Gerte und war verpflichtet, auf den Unglücklichen,

der mit aller Hast, geduckt und schnellfüßig durch die Reihen zu kommen suchte, dreinzuschlagen. Der Feldwaibel und ein Offizier standen dabei und merkten sich jeden, der zu diesem Schergenamate etwa nicht seine volle Kraft brauchte oder absichtlich daneben schlug. Wenn die Unglücklichen einzulaufen hatten, so erlaubte man ihnen wohl, daß sie vorher den Kopf mit Tüchern oder Strohseilen umwickelten. Diesem Armen war nichts erlaubt worden, er stürzte in der Mitte der Gasse nieder, und man überzeugte sich bald, daß er tot war: ein unglücklicher Schlag hatte ihn an die Schläfe getroffen. Den Schweizer führten sie auf die Heide, verbanden ihm die Augen und schossen ihn nieder. Diese Strenge hatte gleichwohl nicht den gewünschten Erfolg; denn an demselben Abend verschwanden wieder zwei Infanteristen, ohne daß man ihrer hätte habhaft werden können.

Am 8. Oktober geriet das ganze Lager in Aufruhr, alles stand auf den Wällen und sah erwartungsvoll nach Hochkirch hinüber. Dort sprengten feindliche Reiter durch das Dorf, die an ihren Uniformen sogleich als Zietensche Husaren zu erkennen waren. Das waren die gefürchteten, tapferen Wagehälse, diese windschnellen Buschreiter, diese hartherzigen, berühmten Kämpfer!

Zietensche Husaren! Ja, sie waren es, sie waren bekannt genug im kaiserlichen Lager, Stammgäste auf allen Schlachtfeldern, das berittene „Ueberall“ und „Nirgendwo“ ganz Deutschlands. Wo war man denn vor ihnen sicher? Aus jedem Hohlwege konnten sie hervorstürmen, aus jedem Dorfe und Weiler ausbrechen, hinter jeder Mühle, jedem Heuschuber konnten sie lauern, kein Graben, kein Bach bot Schutz vor ihnen.

Jetzt ritten sie durch die Dorfgasse, bogen um die Kirchhofsmauer und verschwanden in der Richtung nach Baugen. Ihr Erscheinen bildete das Tagesgespräch im Lager. Für Wilhelm war es ein freudiges Ereignis, denn es bedeutete die An-

kunft des großen Preußenkönigs und für ihn damit die Stunde der Freiheit; denn wenn es zur Schlacht ging, hoffte er leichter fliehen und in seine Heimat eilen zu können. Mit geheimer Schadenfreude sah er, wie die Besorgnis sich auf allen Gesichtern spiegelte, besonders auf denen derjenigen Offiziere, die ihre Patente durch Kauf erhalten hatten; er sah, mit welcher Aufmerksamkeit sie die Verschanzungen betrachteten und wurde zum ersten Male heiter, seitdem er gefangen genommen war. Er kam sich vor wie ein kriegsgefangener Preuße, und während seine Kameraden schweigsam zur Schnapsflasche griffen, piffte er ein munteres Liedchen. Ein paar Offiziere legten das als Kampfbegierde aus und belobten ihn darum.

Am anderen Tage kamen neue feindliche Schwärme, Kürassiere, Dragoner, Ulanen. Hei, wie flatterten ihre Dolmans, ihre Federbüsche im Winde, wie hell klangen ihre Signale! Sie kamen näher heran als gestern, und einige Tollköpfe von Husaren setzten sogar über den Bach und sprengten dreist ganz nahe an der Verschanzung vorüber, so daß man ihre wehenden Böpfe, ihre gewichsten Bärte, die weißen, anschließenden Hosen, die langen Reiterstiefel, die hübschen Pistolenhalter deutlich sehen konnte. Mit Staunen betrachtete alles diese Kühnheit, aber kein Schuß fiel auf die Verwegenen, keine Schwadron wurde ausgeschiedt, um die preußische Dreistigkeit zu strafen, denn der Feldmarschall hatte allen Offizieren eine abwartende Haltung zur Pflicht gemacht. Einigen tapferen Leuten mißfiel das, und sie murrten laut gegen die Befehlshaber, daß man ihnen diesen Schimpf anthue.

Diese aber beruhigten und trösteten sie mit der gemüthlichen Erklärung: „Schaut's, mit bösen poor Pferden erstürmen die soan Lager.“

Die Husaren grüßten neckend und höhnisch herüber und verschwanden wieder. Am Nachmittage desselben Tages aber

zogen von Bäumen her schwarze, lange Schatten, die sich beständig vergrößerten.

„Sie kommen! Sie kommen!“

Ja, sie kamen, die Sieger von Hohenfriedberg, Lowositz, Prag und Roßbach, sie kamen heran mit ihrer ganzen Macht, mit hell schmetterndem Fanfarenmarsch: Kurbrandenburgisch allezeit! Schon hörte man den Massenschritt der Bataillone, das Donnern des Artillerieparks, sah die zerstossenen Fahnen; jetzt wurden Befehle vernommen. Mit stillem Schauder blickten die Leute in den vorderen Lagern über die Wälle, und wenige waren unter diesen neugebackenen Soldaten, denen es nicht gruselte. Mit solchen entschlossenen Kämpfern, von denen jeder ein Held schien, war schwer zu ringen, und unmöglich schien es, sie zu besiegen. Der Hänge-General schickte endlich einige beherzte Reiter auf Kundtschaft aus. Kaum waren sie aber in Schußweite gekommen, als drüben vom Kirchhofe aus Schuß auf Schuß fiel, und eilig und mit verhängtem Zügel jagte die Schwadron zurück. Man lachte sie im Lager aus, aber kein Offizier sandte sie wieder ins Feuer.

„Ha, ha,“ sagte ein prahlender Tscheche, „die Leut' kenn' ich, sollen mir nur kommen! Bin ich doch mit manchem Preuß fertig worden. Drei Mann nehme ich auf mich, wenn's im Gemenge ist; hob' schon manchem Preuß eins in den Nacken gegeben im Feldzug. Der Preuß is gar nit so gefährlich wie er ausschaut. Ich muß nur einen so braven Kameraden neben mir stehen haben, wie der aner is“ — er klopfte dabei Wilhelm auf die Schulter —, „dann sollen sie mir kommen, zehn Mann, zwölf Mann!“

„Zwanzig Mann!“ rief ein Borarlberger spottend.

„Gut, zwanzig Mann,“ sagte der Prahlschütz, „es muß mir nur eben aner den Rücken decken.“

„Den Rückzug!“ sagte ein Troppauer, und alle lachten.

Gegen Abend wurde durch Schleichpatrouillen ermittelt, daß Hochkirch den rechten Flügel des preußischen Heeres ausmache, daß sechs Bataillone im Dorfe lägen und fünfzehn Geschütze dieses verteidigten. Man fragte die Rundschafter, ob sie keine feindliche Verschanzung erblickt hätten, und glaubte ihnen nicht, als sie das verneinten. Am anderen Morgen konnte sich freilich jeder davon überzeugen, daß die Preußen sich wie im Manöver in Friedenszeiten eingerichtet hatten, als ob der auf Kanonenschußweite entfernte Feind nicht vorhanden sei. Jeder Soldat, in dessen Brust noch ein Fünkchen Ehrgefühl haftete, und namentlich die Offiziere, fühlten den grausamen Hohn des stolzen Feindes. Also so wenig achtete man sie, daß man sich unter ihren Augen sorglos einrichtete, als ob ein Schützenfest oder Jahrmarkt im Orte wäre und nicht der erbittertste Krieg herrschte, den das Jahrhundert in Mitteleuropa gesehen! Einige knirschten mit den Zähnen, klapperten mit dem Degen, besprachen sich in französischer Sprache untereinander und studierten die Gesichter der Höchstkommmandierenden.

Der Tag ging hin, ohne daß sich im preußischen Lager irgend etwas verändert hätte. Die Preußen saßen vor den Häusern oder Zelten, putzten ihre Gewehre und Uniformen, traten zum Appell an und ab, zündeten Wachtfeuer an und kochten ihre Suppe, und das alles in Gemütsruhe. Wenn das österreichische Lager nicht so fest gewesen wäre, so würde man ein zweites Roßbach gefürchtet haben. Gerade so still und friedlich hatten sie damals gelegen, um zur unvermuteten Zeit wie ein Wetter über ihre arglosen feindlichen Zuschauer herzufallen. Aber nichts geschah, gar nichts. Ueberläufer und Spione sagten nichts aus, was des Interesses wert gewesen wäre, der Tag verging, und man gewöhnte sich bald an das friedliche Stillleben.

Am dritten Tage erschien in Wilhelms Lagerplatz ein stattlicher Zug von Offizieren, in deren Mitte ein älterer Herr

mit buschigen Augenbrauen, den Mantel bis an die Ohren gezogen, den Hut tief im Gesicht, auf edlem Pferde ritt — Feldmarschall Daun! Alles wich dem erfahrenen Führer ehrfurchtsvoll aus, dieser aber schien sich nur um die feindliche Stellung zu kümmern und unterhielt sich in seiner grobkörnigen Redeweise nur beständig mit seinem Adjutanten, der viel mit einem holländischen Fernrohre hantierte.

„Der Feldmarschall ist da! Das hat etwas zu bedeuten, jetzt geht's los!“ flüsterte es durch die Reihen. „Wahrscheinlich weiß er, daß der Preuß hier durchbrechen will. Wir Huniady-Leute werden den ersten Stoß aushalten müssen, und dem können wir nicht standhalten. Wehe uns armen Kerlen!“

Im ganzen Heere war ja bekannt, daß der Preußenkönig furchtbare Mittel anwende, um seine Truppen zur höchsten Kraftanstrengung anzufeuern. Einem Regimente, das nur stützte, wenn es zum Angriff ging, ließ er die Borten an der Uniform nehmen, oder er verurteilte es dazu, Garnison-Regiment zu werden. Keine Drohung mit Spießruten, Festungshaft oder der Todeskugel hatte eine solche Wirkung.

Der Feldmarschall zog sich nach einiger Zeit mit seinem Gefolge zurück, es wurde Abend und wieder Nacht. Aber nichts geschah, und es kam auch nichts, die Preußen bliesen drüben die Retraite, ihre Lagerfeuer erloschen allmählich, sie gingen offenbar zur Ruhe. Die Huniady-Leute fingen gleichfalls an zu gähnen und nach dem warmen Stroh ihrer Zelte Verlangen zu tragen.

Da kam eine merkwürdige Unruhe unter die Offiziere. Sie kommandierten eine Compagnie zum Bäumefällen. Die Befohlenen — Wilhelm war auch darunter — glaubten nicht recht gehört zu haben, glaubten auch nicht, daß das Brennholz so nötig sei, und ließen sich von den Hauptleuten erst antreiben. Kein Lagerfeuer durfte gelöscht werden, und niemand sollte

schlafen gehen. Die Leute, die sich um ihre Nachtruhe betrogen sahen, gingen verdrossen an die Arbeit und schlugen zornig das Holz, daß es krachte.

„Recht so,“ riefen die Offiziere, schlagt's tüchtig drauf, nur viel Spektakel gemacht! Singt's a Lied dazu, dö's macht die Arbeit leicht.“

Die Leute ließen es nun weder an dem einen noch an dem anderen fehlen, wirtschafteten so geräuschvoll wie möglich mit dem Holze und sangen mit furchtbarer Stimme Lieder zum Steinerweichen.

„Dö's is die rechte Melodie,“ riefen die Hauptleute, „es geht gar nit darum, daß viel g'schafft wird, uns Lärmen geht's!“

„Am End',“ meinte ein gutmütiger Salzburger, „wird uns der Preiß noch den Nachtwächter 'rüber schicken mit ei'm Stroszettel um drei Gulden wegen nächtlicher Ruhestörung.“

Alle lachten, die deutsch verstanden, und die Offiziere riefen: „Schaut's, so is es recht, so hämersch holt gern!“

Wilhelm fing an, die Sache zu begreifen: zur Schlacht würde es noch in dieser Nacht kommen, aber der Angriff sollte nicht von preussischer, sondern von österreichischer Seite ausgehen. Ungeheure Heeresmassen wogten aus der Gegend von Bittlis heran, alle Waffengattungen; still und in guter Ordnung bezogen die geübten Soldaten ihre angewiesenen Posten voll finsternen Kampfesmutes. Der Lärm der Holzfäller sollte die Hochkircher drüben täuschen, es war eine Kriegslist, die den Untergang vieler Tausende von wackeren Kämpfern zur Folge hatte.

Armer Reith! Vergebens sagtest du deinem treu geliebten Könige: „Si les Autrichiens nous laissent tranquilles dans ce camp, ils méritent d'être pendus!“ Und du großer Mann antwortetest in heilloser Verblendung: „J'espère bien, que

Daun aura plus de peur de nous que de la corde.“ Wackerer, rechtschaffener Soldat! Du verdienstest für deine Treue und Tapferkeit auch etwas anderes, als einen allzu frühen Kriegerstod auf einer Holzbank im Gotteshause von Hochkirch!

Es war ein trüber Tag gewesen, dem ein nebeliger Morgen folgte: es war am Freitag den 14. Oktober 1758. Ein feiner Strichregen fiel nieder, als die österreichischen Truppen sich anschickten, die ungedeckte preußische Stellung zu erobern. Der kühne Laudon richtete seinen Stoß auf das Dorf, Daun auf die Mühle, der Prinz von Baden-Durlach und der Herzog von Aremberg auf den linken Flügel der Preußen. Der Schlag der Kirchenuhr sollte das Zeichen zum Angriff sein.

Nun schlug sie fünf schreckliche Schläge — die Todesglocke für Tausende braver Krieger, und nun erhob sich die gewaltige Schlachtenmusik. Die Kanonen donnerten durch die Dorfgasse und weckten die unseligen Schläfer, ein Eisenhagel legte über die Zelte, Tod und Feuer im Dorfe verbreitend. Viele Preußen fielen aus dem leiblichen Schlafe sofort in den ewigen, kompanienweise sanken sie, wie von Kettenkugeln hinweggerissen, zerschmettert dahin. Noch halb träumend, hatten sie das Gewehr ergriffen und waren in die Hauptgasse gesprungen, unmittelbar in den Todesrachen.

Die einzige Verschanzung des Ortes war die Kirchhofsmauer, und hier hielt sich Major von Langen mit einem Bataillone heldenmütiger Streiter. Der Hohlweg vor dem Dorfe füllte sich mit Leichen, aber der Feldmarschall, der den Kirchhof um jeden Preis nehmen wollte und mußte, führte vierzehn Bataillone zum Sturme heran. von Langen verschoß die letzte Kugel und das letzte Pulverkorn in die dichten Massen, wo jeder Schuß treffen mußte, aber nun hatten die Braven ihre Schuldigkeit gethan und traten einen ruhmvollen Rückzug an. Die Feinde nahmen begierig Besitz von der teuer erkauften



Ketter v. Weisse.

**Wilhelm bringt dem Unglücklichen in einem zinnernen
Becher die ersehnte Gabe.**

(Tegt Seite 65.)

Schanze und schickten den Abziehenden Reiterei auf den Hals, ungarische leichte Husaren, die, ohne den Leonidasmut dieser Helden zu ehren, alles erschlugen und zusammenritten.

Als der Tag erschien, einer der schweren Unglückstage Preußens, konnte man die ganze Größe der Niederlage klar erkennen. Das Dorf brannte, beständig fielen zerschossene und verkohlte Balken frachend und funkenstiebend herab und zerschmetterten alles, was in ihrem Bereich war. Um den Kirchhof herum lag alles weiß und blau und rot, und dazwischen zuckte es und bewegte es sich wie ein Wald im Winde — von Verwundeten und Sterbenden. Die Dorfstraße war gesperrt durch gestürzte Lafetten und Karren, gefallene Pferde und Mannschaften. Die österreichische Infanterie war Herr des Schlachtfeldes und drang mit Erbitterung vor. Zwar glückte es den unerhörtesten Anstrengungen der Preußen, das Dorf für kurze Zeit wieder zu nehmen, aber sie mußten der Uebermacht weichen, denn auch der überrumpelte linke Flügel war geworfen.

Die Schlacht ist verloren, nicht die Ehre! Preußen erlebte eine Niederlage, aber kein Roßbach! Offiziere wie Gemeine stritten mit Löwenmut, keinen General gab es, der nicht verwundet war, dem Könige selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe getötet, sein Schwager, Prinz Franz von Braunschweig, fiel im Gedränge. Auch Hochkirch ist ein Ruhmesblatt in der preußischen Geschichte.

Wilhelm hatte sich gleich zu Anfang der Schlacht von seinem Zuge entfernt. Durch das dichte Gewühl hatte er nicht ohne Schwierigkeit einen Weg gesucht, um zu entlaufen. Der Rebel begünstigte sein Vorhaben. Er warf die Waffen, das Bandelier weg, um schneller eilen zu können, und kümmerte sich wenig um das Victoria-Rufen der Truppen, wie um das beständige, tausendfache Blitzen und Krachen im Dorfe. Aber der Rebel,

der seine Flucht begünstigte, war wiederum daran schuld, daß er sich zu seinem Schaden verirrte und wiederum gegen seinen Willen von einem nach dem Kirchhofe stürmenden Zuge mitgerissen wurde. Doch eine freipierende Granate sprengte den Haufen auseinander, und Wilhelm, der mit dem Schrecken davonkam, hatte wieder Gelegenheit, sich von dem Zuge zu entfernen und das freie Feld zu gewinnen. Viele andere machten es wie er, nur nahm jeder seinen eigenen Weg. Endlich wurde es Tag, und der Ausreißer erkannte, daß er sich eigentlich nur wenig vom Schlachtfelde entfernt habe. Er war zwar hinter das Dorf gekommen, da er aber querselbein laufen mußte, so kam er nur langsam vorwärts; der Boden war aufgeweicht, jeder Schritt mußte sozusagen erkämpft werden, und die Hufe der Pferde hatten Spuren hinterlassen, die so groß wie Kochkessel waren und sich bald mit Wasser füllten. Die preußische Infanterie zog sich auf der ganzen Linie zurück, es wurde nur noch selten geschossen, dagegen konnte Wilhelm an manchen Orten ein unheimliches Klirren hören: mehrere Compagnien leisteten mit dem Bajonett Widerstand, aber vergebens, die Kaiserlichen drangen unaufhaltsam vor.

Da sausten einige preußische Husaren heran. Sie erblickten Wilhelm in seinem österreichischen weißgrauen Mantel und machten sogleich auf ihn Jagd. Wilhelm machte einen Versuch, zu entfliehen, der aber mißglückte, an Widerstand war nicht zu denken, und so hielt er die Hände hoch und bat um Pardon, erhielt aber trotzdem einen flachen Hieb auf den eben geheilten Arm.

„Ich bien koa Destreicher,“ rief er in seiner Not, denn die über die Niederlage wütenden Husaren sahen aus, als wollten sie keinen Pardon geben.

„Wenn de kein Preiße werden willst, springst de iber de Klinge!“ antwortete der Reiter, der aus Ostfriesland sein mochte.

„Gut, dann bien i a Preuß!“ rief Wilhelm und ließ sich gefangen nehmen.

Ein Husar nahm ihn mit, gab ihm auch, da er ein guter Kamerad war, einen Schluck aus seiner Flasche für den ausgestandenen Schrecken und das Unglück, aus dem Regen in die Traufe zu kommen. Im Dorfe Wadiß lieferte er ihn ab. Dort waren noch andere Gefangene und Deserteure, nicht viele, denn die wütenden Husaren hatten wenig Gnade geübt, mit diesen mußte er noch an demselben Tage nach Schlesien marschieren. Jener tschechische Prahlhans, der es mit einer Armee aufnehmen wollte, war auch dabei.





Die Ehre vor allem!

Soll eintreten!“ rief General von Branconi dem Diener zu, der ihm eben einen Brief von einem draußen stehenden Unbekannten überreicht hatte.

Baron Terbrockly trat in das Zelt, das er mit neugierigem Blicke musterte. Der verwöhnte Standesherr mußte über die dürftige Einrichtung desselben lächeln: ein Tisch, ein paar Schemel und ein Soldatenbett. Der erstere war aus einem Mehlsfaß hergestellt worden, über das man eine Stallthür gedeckt hatte. Darauf lagen Landkarten, Briefe und Zettel, eine Rolle Papier, und dazwischen stand ein viereckiges hölzernes Tintenfaß mit mehreren eingetauchten Gänsefedern und Klecksen ringsum. Dann lagen da noch ein paar armdicke Fernrohre, ein Paar Pistolen, der Degen, Hut und Schärpe des Generals, ferner zwei, drei Orden an schwarzgelben Bändern, ein Zirkel mit starken eisernen Schenkeln und noch viele andere Dinge. Eine halbe Flasche Wein neben mehreren Tellern mit Speiseresten, einige Pfeifen, ein riesiger Tabaksbeutel, Gläser, Tassen, Büchsen, Leuchter und Wachskerzen, eine zersprungene Granate, alles stand oder lag bunt durcheinander.

An Schemeln fehlte es nicht, geleerte mittelgroße Pulverfäſſchen, die rings umher ſtanden, luden freundlich, wenn auch noch etwas verdächtig, zum Sitzen ein. Der Fußboden war übrigens gebieſt. So viel Sinn für Komfort beſaß man doch noch im Zelte des Kaiſerlichen Generals von Branconi, allein das prüfende Auge des Beſuchers fand, daß die Bretter nur ſo gut oder ſchlecht zuſammengenagelt worden waren, als man es von ein paar ungeübten Händen verlangen kann. Das Bett des Generals war gewiß oft für manchen braven Soldaten das Ziel ſeiner Wünſche, und doch beſtand es nur aus einem derben Strohsack und zwei dicken wollenen Decken. Darauf lag noch der weiße Offiziersmantel des Feldherrn.

Dieſer, eine markige Geſtalt, bartlos, mit entſchloſſenen Zügen, erwartete ſtehend den Beſucher und heftete ſeine grauen Augen forſchend auf den Baron, der mit dem Lächeln des Weltmannes den Soldatenmantel, den er angezogen, um Aufſehen zu vermeiden, zurückſtreifte und ſich verbeugte.

„Herr Baron, ich hob’ die Ehr’“, grüßte der General.

„Sie laſen meinen Brief, General?“

„Hob’ ihn geſeſen, riecht nach Pulver und Blei, dank’ ſchön.“

„Sie kennen den Abſender?“ forſchte der Baron.

„Die Dame, Frau von Sarſky, hob’ ich an der Wien kennen gelernt, lange vor’m Krieg. Weiß wohl, wollte ſie damals heiraten; hot ſich halt nit gemacht, auch gut.“

„Es iſt eine dem Hauſe Deſterreich treu ergebene, geiſtvolle Dame,“ meinte der Baron.

„Hm,“ erwiderte der General, „mit dem Geiſt, nun ja, aber das Kriegsführen läßt ſie beſſer den Mannsleuten. Mag ſie daheim mit ihrem Manne oder mit dem Dienſtvolke Feldzüge führen. Ich hätt’ mich an Ihrer Stelle nit als Briefbote benützen laſſen.“

Den Baron wurmte der Stich, aber er entgegnete nach seiner Art sogleich wieder schlagfertig: „Nun, zuweilen richtet ein Wort aus klugem Munde mehr aus als hundert Batterien. Warum sollen wir, die wir die Rechte der vornehmsten Dame der Welt vertreten, nicht weiblichen Rat annehmen? Und wer anders kann solchen Rat wohl übermitteln, als einer, der treu zur kaiserlichen Sache steht und den Gefahren zu trotzen weiß? Und verzeihen Sie, Herr von Branconi, die bittere Wahrheit, die ich Ihnen sagen muß: Geht die Kriegsführung so weiter, so kann die Campagne eine Länge annehmen, wie in dem unglücklichen vorigen Jahrhundert.“

„Darin haben Sie recht, Baron,“ gab ruhig von Branconi zurück, „es ist ein unbegreiflicher Schlendrian in der Kriegsführung; an der Wien ist man nie zu eilig, und eine Schmiere dabei, als ob unsereiner ein verpfuschter Salbader wäre.“

„Ich sehe, daß Sie mich verstehen, General,“ antwortete von Terbrogk, „der preußische König ist aufs Haupt geschlagen, der Schrecken lähmt alles, er hat sein Geschütz, seine Bagage, sein Ansehen als Kriegsmann verloren, seine Offiziere murren . . . weshalb zögert man denn nun, ihm den Garaus zu machen? Man wird ihn entschlüpfen und neue Kräfte sammeln lassen. Er wird wieder versuchen, in Schlesien einzurücken, nachdem ihm in Sachsen die Hölle heiß gemacht wurde, und als Stützpunkte sollen ihm seine eroberten Festungen dienen. Gut, entziehen wir ihm diese Stützen, so wird sein Plan zusammenbrechen.“

„Wieder haben Sie recht, aber wir beide ändern an der Sache nichts.“

„Warum nicht?“ fiel rasch der Baron ein, „gewiß können Sie viel daran ändern, wenn Sie Ihre Hand zu einer raschen, mutigen That leihen wollen. Bestimmen Sie den Feldmarschall, daß er dem General Harsch Ordres giebt, den König festzu-

halten und ihn zu zwingen, seine Winterquartiere in Potsdam zu nehmen, daß er dem Kommandanten Wallrave von Reisse ein österreichisches Regiment verspricht, und vor allem: handeln Sie rasch!“

„Und was würde man dann von meiner Handlungsweise sagen?“

„Nur Ruhmvolles. Die Friedliebenden werden Sie preisen, daß Sie dem Kriege ein Ende machten, die Einsichtigen werden die Klugheit Ihrer Entschlüsse anerkennen, die Treugesinnten Ihre Verdienste um das Haus Oesterreich und das gute Recht hochschätzen, und an der Wien wird man Sie gebührend belohnen.“

Statt der Antwort ergriff der General den Degen, der vor ihm lag, zog ihn langsam aus der Scheide und hielt dem Baron die Klinge hin.

„Sehen Sie, Baron!“ sprach er.

„Nun, was ist daran zu sehen,“ antwortete etwas empfindlich der Unterhändler, „die Klinge ist gut gehärtet, schön, scheint Solinger Arbeit zu sein, wohl Ihnen, daß Sie den Degen zu Austrias Ehre zu führen wissen.“

„Sehen Sie genauer hin.“

„Ach so, da ist noch eingravierte Arbeit zu bewundern, eine Inschrift. Was wollen Sie damit sagen, General!“

„Lesen Sie die Inschrift!“

„Nun, auch das. Servandus tantummodo honos . . . Die Ehre vor allem.“

„Ist das nicht ein guter Spruch?“

„Das will ich nicht bestreiten, scheint eine Familiendevisse zu sein. Wie verstehe ich Ihre Absicht, von Branconi?“

„Sehen Sie, von Terbrogky, diesen Degen erbte ich von meinem Vater. Er hat ihn im Türkenkriege geführt und bei Malplaquet und Dudenarde, und zwar mit Ehren. Und er

selbst hat ihn von seinem Vater, der in venetianischen Diensten stand und ebenfalls brav unter Morosini focht."

"Ganz recht, und Ihre Ahnen haben Ihnen die wertvolle Waffe nicht vermacht, damit Sie diese unter Dauns Führung rosten lassen sollten . . ."

"Diesen Wahlspruch haben meine Väter hochgehalten," unterbrach der General mit erhobener Stimme, "haben dafür gekämpft und sind dafür gestorben, und diesen Wahlspruch führe auch ich!"

"Mon Dieu, habe ich Ihnen denn etwas Unehrenhaftes zugemutet?"

"Verrat."

"Fi über das harte Wort, übrigens stimmt das doch nicht."

"Nein, es ist mehr Beförderung eines Verrats, Verleitung anderer, ehrlicher Soldaten dazu, es ist eine wunderbare Spielart von Verrat."

"Und wenn das wäre — ohne Verrat ist seit Weltbeginn kein Krieg geführt worden; nun gut, sei es Verrat, einen Feind zu bestechen: für Recht und Monarchie opfert doch ein Offizier alles, selbst das Leben."

"Nicht die Ehre, Servandus tantummodo honos!"

"Ei, General, das ist eine starre Anschauung, eine buchstäbliche Auslegung eines an und für sich guten Gedankens. Warum gravierte man auch nicht bessere Sprüche ein, zum Exempel: *Dimidium facti, qui coepit, habet*, oder: *Bona causa triumphat*, oder: *Vir in discrimine apparet* und dergleichen . . ."

Der General sah während dieser erregten Worte über den Sprecher hinweg nach der Thür des Zeltes, durch die soeben ein Adjutant eingetreten war.

"Befehl aus dem Hauptquartier!" rief der Adjutant. "Excellenz sollen sofort die äußeren Vorposten zurückziehen, da ein feindlicher Kavallerie-Angriff zu befürchten ist."

„Dann muß ich mein Lager abbrechen und mich selbst zurückziehen,“ sprach unwillig von Branconi.

„Der Fall ist vorgesehen,“ erwiderte der Adjutant. „Sowie ein Angriff zu befürchten ist, sollen Excellenz die Höhen von Rittlitz besetzen, wo die Kavallerie des Feindes zur Attacke unvermögend ist.“

Der Adjutant grüßte und verließ das Zelt; man konnte hören, wie er draußen sein Pferd bestieg und davonritt.

„O schön!“ sagte höhnisch der Baron, „also Rückzug auf Rückzug nach einem glorreich ersochtenen Siege! Und noch immer wollen Sie meine Vorschläge nicht annehmen?“

von Branconi steckte langsam den Degen ein und erwiderte: „Nein. Ich muß Ihnen nicht recht geschildert worden sein, sonst würden Sie sich wohl nicht an mich gewandt haben.“

„Ich habe mich an Sie gewandt,“ entgegnete scharf der Baron, „weil ich Ihre Beziehungen zum Feldmarschall und zum Hofe kenne. Es hätte vollständig genügt, wenn ich den General Harsch allein ins Vertrauen gezogen hätte, aber es handelt sich darum, den Kommandanten von Reisse zu gewinnen, und nur durch Zugeständnisse von Seiten des Feldmarschalls und des Hofes kann dieser gesinnungstüchtige Mann die Belohnung für das Opfer, das er bringt, erhalten.“

„Sie kamen, wie ich sagte, an die unrichtige Adresse. Mag der Krieg seinen Schneckengang weiter gehen und blühende Länder völlig zu Grunde richten! Ich kämpfe und handle wie bisher: als ehrlicher Soldat! Hob' die Ehr'.“

Der Baron, der so kurz entlassen war, biß die Zähne zusammen und verabschiedete sich höflich. Vor dem Zelte schlug er seinen Mantel um, denn es fröstelte ihn, und rief nach Kutsche und Diener.

Eben wurden preußische Gefangene eingebracht. Sie marschierten vier Mann hoch, viele ohne Helme, manche mit Binden

und Tüchern um den Kopf, um Arm und Bein, alle blutig, aber trozig und guten Mutes. Es waren Leute aus dem Lande der guten Schinken, wo man Eisen rekt, die letzten Lebenden des von Langenschen Bataillons. Sie sangen ein Soldatenlied, das ungefähr lautete:

Der Général, Général, Général kummt,
Der Général, Général, Général lauft,
Der eine, eine, eine brummt,
Der andre, andre, andre schnauft,
Der Laudon kommt, der Daun, der geht,
Der eine plumpft, der andre steht,
Der Strick, der Strick, der Strick, der Strick,
Und wär' er noch so dick, so dick,
Wird uns nicht umgedreht.

Hätte die Begleitmannschaft, die aus Ungarn bestand, den Sinn der Spottverse verstanden, so wäre den Gefangenen ihr troziger Uebermut wohl übel angestrichen worden. Der Baron aber hatte das Lied verstanden, nickte und sagte für sich: „Soll euch schon umgedreht werden. Glücklicherweise ist das nicht die einzige Adresse. Laßt mich nur sorgen! Im nächsten Jahre wird das Königreich Preußen auf Abbruch verkauft.“

Er stieg in seine Kutsche. Der Diener schloß den Schlag, und der Baron verließ das Lager mit denselben Vorsichtsmaßregeln, mit denen er es betreten hatte.





8

Unter falschem Verdacht.

Die große Spannung erwartete Frau von Sarshy in Reisse Nachrichten von dem Baron. Seitdem die frohe Zeitung von dem Siege bei Hochkirch durch das Land gegangen war, hatte sie von den Schritten ihres Unterhändlers — denn als solchen benutzte sie den Baron — wenig erfahren. Verdrießlich saß sie in ihrem Boudoir und blickte auf den Ring, der wenig Abwechslung bot.

Der Regen rauschte nieder, die Drachenköpfe der Dachrinnen spieen Wasser hinunter wie Gebirgsbäche. Der Platz war aufgeweicht, der schmale Bürgersteig ungangbar. Wer nicht zum Ausgehen gezwungen war, der verschmähte es, einen Fuß außer dem Hause zu setzen. Die Bürger von Reisse sahen befriedigt hinunter auf das Wetter und den Regenguß. So mußte es kommen. Der Winter meldete sich frühzeitig an, da wurde es Zeit, daß die Kriegsmacher den Säbel in die Scheide, ihre Horden in die Kasernen steckten, und der arme, geplagte Bürger, der gehetzte Bauer konnte aufatmen und einmal in Ruhe leben. Frau von Sarshy war anderer Meinung. Nur etwa vierzehn Tage noch mußte der Krieg währen, den sie auf ihre Weise

entschieden zu sehen wünschte. Weshalb zögerte denn nun General Harsch, der die Stadt eingeschlossen hatte, diese mit Sturm zu nehmen? Es war ja doch bekannt, daß die Besatzung nur aus auſrangierten Leuten bestand, die man im Felde nicht gebrauchen konnte, dazu hatten sie die schlechtesten Kanonen und Flinten, wenig Pulver und Kugeln. Das wußte in der Stadt jedermann, und draußen mußte man es auch wissen, wozu gäbe es denn sonst Spione? Und dabei fiel kein Schuß von draußen in die Festungswerke, weder Laufgräben noch fliegende Batterien wurden errichtet, und man erzählte sich, daß es für einen Zug Soldaten gar nicht so schwer sei, aus der Festung zu kommen, so locker sei der eiserne Einschließungsgürtel.

Noch war es am Tage mäßig warm, man konnte bei offenem Fenster sitzen, nur morgens und abends war es kühl und nebelig. Sinnend saß Frau von Sarsh an ihrem Nähtischchen, auf das sie den französischen Roman hingelegt hatte, Gil Blas vermochte sie heute nicht zu fesseln. Träumerisch horchte sie auf den fallenden Regen; da schrak sie plötzlich zusammen: durch das offene Fenster flog etwas herein, und im Augenblick konnte sie nicht sagen, ob es ein Vogel, eine Fledermaus oder ein Stein war. Ehe sie sich bückte, es aufzuheben, blickte sie durchs Fenster, sah aber niemand, der den Gegenstand hätte hereingeworfen haben können. Nun erst hob sie ihn auf. Es war ein seltsam gefalteter Brief, der mit einer münzenartigen Bleiplatte beschwert und gerade in die Mitte des Zimmers gefallen war. Sie entfernte die Schnur von der Sendung und erschrak aufs neue: denn mit einem kleinen, knackenden Geräusch wurde der Brief lebendig, wuchs aus seiner Hülle heraus und entpuppte sich als ein zierlicher Galanteriefächer; eine Feder, die sie erst jetzt bemerkte, hatte beim Abreißen der Schnur diese Wunderwirkung hervorgebracht.

Die Dame hatte erst einen kleinen Schreckensruf ausgestoßen,

mußte aber nun herzlich lachen. Sie suchte nach dem Begleitschreiben, fand und las es.

„Der Zauberer verleugnet sich doch nicht in ihm, immer der Alte,“ sagte sie dann. „Also heiraten will er? Und noch dazu meine neue Kammerjungfer? Thut mir leid und freut mich zugleich. Die Dirne ist brav und ordentlich, man kriegt diese Menschenorte selten zu Gesicht, wäre mir nicht unangenehm, sie jetzt schon zu verlieren. — Aber der Mensch weiß zu viel und möchte plaudern. Es ist besser, man verheiratet ihn und schickt ihn weit weg. Es ist auch nicht angenehm, immer von Zaubersput umgeben zu sein.“

Sie klingelte, und Liesa erschien. Mit ihrer weißen Schürze, dem schmucken Häubchen, dem frischen Gesicht und den lachenden, gutmütigen Augen sah sie allerliebste aus.

„Liesa,“ sprach die Dame sie in süßlichem Tone an, „ich habe dir etwas Superbes mitzuteilen, oder etwas Angenehmes, damit du dumme Gans das besser verstehst. In der Küche steht jemand, der dich sprechen will. Was er dir sagt, ist mir recht, und du brauchst dich mir gegenüber nicht zu schämen. Beeile dich, hinüber zu gehen, lege aber zuvor einen neuen tablier an — ach so, eine frische Schürze lege an, mach’ auch nicht ein so dummes, verdurktes Gesicht! Ab!“

Liesa sah allerdings bei diesem Auftrage etwas einfältig aus und wußte nicht, ob die Herrin im Ernste oder im Scherze rede.

„So geh’ doch, du alberne Person!“ rief diese gereizt. „Es ist doch nicht zu fassen, wie eine solche ungelente Dirne blind gegen ihr eigenes Glück sein kann!“

Da ging Liesa und suchte den Unbekannten in der Zierküche; die Gnädige aber schlich ihr nach und lauschte an der Thüre. Sie hörte des Künstlers lange Rede, dann Liesas Gegenrede, dann, wie er überredete, ermahnte und zuletzt drohte.

Da sie ein böshafteß Weib war, so gönnte sie es dem Manne, daß er schwere Arbeit hatte.

Plötzlich öffnete der Allerweltsmensch die Thür, so daß die Lauscherin durch die Klinke eine arge Kopfnuß erhielt. Sie verbiß aber den Schmerz und bemühte sich, ein unbefangenes Gesicht zu zeigen. Ein gleiches setzte der Künstler auf, der die Dame höflich begrüßte, ihr für ihre Vermittelung dankte und dann rasch verschwand.

Mit eiligen Schritten lief der Tagliostro über den Ring, bog in die Tuchgasse ein und steuerte auf einen Menschen zu, der mit einem roten Familienschirme, der wie ein Riesenpilz aussah, dastand und ihn erwartete.

„Wie nun, Jean,“ rief ihm dieser lachend entgegen, „bist du abgeblitzt?“

„Vorläufig ja,“ antwortete jener, indem er unter das majestätische Dach eilte und den Arm des Freundes nahm, „ich werde mir morgen eine bessere Antwort holen. Du mußt mir dazu helfen, und zwar auf der Stelle!“

„Gilt das so?“ antwortete jener, „laß uns doch zuerst einen Aquavit genießen. Ich habe hier die ganze Zeit wie inmitten einer Wasserhose gestanden und bin kalt und müde.“

„Den Aquavit sollst du haben, ich zahle ihn, aber dann mußt du mir weiter helfen.“

„Wie lange wirst du mich noch als Karrengaul benutzen?“ fragte der Werber. „Ich bin deiner Arbeiten bald müde und sehne mich nach Ruhe.“

„Oho,“ erwiderte jener, „unsere Dienste gleichen sich aus. Hab’ ich dir nicht zweihundert Burschen gestellt? Ich habe sie aus den Betten geholt, bei Hochzeiten überlistet, bei der Arbeit überfallen, aus allen Verstecken auffindig gemacht, zweihundert Burschen!“

„Sie waren auch häufig danach!“

„Was thut's? Sie füllen ihren Platz in den Regimentern.“

„Ach, schweig', die Hälfte davon ist ja wieder desertiert.“

„Was kümmert's dich? Hast du nicht für alle dein schönes Werbegeld bezogen?“

„Das ich mit dir geteilt habe. Oder hast du nicht dieses Frühjahr von mir zweihundertfünfzig Maria-Theresiathaler erhalten und im Sommer noch vierhundert.“

„Es war aber nicht brüderlich geteilt.“

„Nicht? Wer hat denn deinen Unterhalt bestritten, die vielen Kleider angeschafft?“

„Schelm, hast du sie denn bezahlt?“

„Die Ausgaben für deine Quackjalsereien und Spiegel-sechtereien, für deinen Krimskrums! Acht Thaler allein für Pariser Schminke, um dich alten Dachs wieder jung erscheinen zu lassen!“

„Größere Vorteile gingen mir dafür verloren.“

„Nun, und die Aussicht auf die sechstausend Berliner Thaler, wenn unser Streich glückt, ist das nichts?“

„Von Aussichten ist noch keiner satt geworden.“

„Ja, wenn du keinen Finger dazu rührst, wird wohl wenig geschehen können, du bist eben ewig unzufrieden und weißt doch nicht warum.“

„Weil ich sehe, daß ihr, du und deine Kollegen, das Fett abschöpfen wollt und für mich arbeitenden armen Teufel nur einen gnädigen Fußtritt habt, wenn ihr meiner nicht mehr bedürft.“

„Es ist doch merkwürdig, daß ein so alter, erfahrener Kerl eines lumpigen Korbes wegen so aufgebracht thun kann. Komm und laß uns mit Streiten aufhören. Hier ist eine gute Kneipe, der Wirt hat hinten ein besonderes Zimmer, da laß uns ein Glas trinken und deinen Plan bereden. Der Aquavit wird dir hoffentlich bessere Laune machen.“

Sie traten in die Schenke ein.

Mit Liesa sprach Frau von Saršky an demselben Tage kein freundliches Wort. So sehr sie sich an anderer Schaden freute, so sehr verdroß es sie, daß „die einfältige Person“ dem Künstler, der ihr gefährlich zu werden drohte und der ihr nichts mehr nützen konnte, einen Korb gegeben hatte. Sie jagte sie einer unwichtigen Bestellung wegen aus dem Hause in den Regen, und als das Mädchen zurückkam, schalt sie es aus und behauptete, daß es den Auftrag falsch ausgerichtet habe. Natürlich mußte sie durch Koth und Regen noch einmal den Weg machen, so daß sie erst am Spätnachmittage sich in der Küche ein wenig trocknen und ausruhen konnte.

In der Dämmerung erschien ein Offizier mit sechs Soldaten im Hause. Der Offizier ging die Treppe hinauf, ließ sich bei der Gnädigen melden und stellte sich dieser mit jenen förmlichen Redensarten vor, auf die damals Gewicht gelegt wurde. Darauf fragte er, ob sich eine Dienstmagd Namens Liesa Göze im Hause aufhalte. Auf's höchste neugierig gemacht, beantwortete Frau von Saršky die Frage bejahend. Alsdann bat der Offizier um Vergebung der Umstände, bat um gnädige Erlaubnis, seine Pflicht üben zu dürfen, erschöpfte sich in Vereuerungen und Versicherungen und rückte schließlich damit heraus, daß er bei der genannten Dienstperson auf Befehl des Kommandanten eine — Hausjuchung veranstalten müsse.

Frau von Saršky war anfangs darüber sehr betroffen, gab aber die Erlaubnis, befahl Liesa, die Küche nicht zu verlassen, und schickte die französische Zofe voraus, um dem Herrn den Weg nach dem Schlafstalle der Magd zu zeigen. Der Offizier rühmte die Gnade, die ihm widerfahren, dankte, salutirte und verließ den Empfangsraum. Sogleich trabten mit fürchterlichem Gepolter in militärischem Tempo drei Soldaten die enge Treppe hinauf, während die übrigen unten Wache hielten. Und nun begann oben ein schreckliches Geräusch in dem Zimmer des

Mädchens, in dem die Kriegsknechte das unterste zu oberst zu kehren schienen. Dann ward es stille, man hörte ein kurzes Gespräch, und dann trabten die Männer mit schweren Schritten wieder herab.

Die Gnädige, die vor Neugier fast verging, war von vornherein überzeugt, daß es sich um einen Streich des Künstlers handle, aber sie ahnte nicht, was die Haussuchung bedeuten sollte, auch war ihr der Zusammenhang unklar. Nun, der Leutnant mußte ja ihr berichten.

Der Offizier trat ein. In der Hand hielt er einen Beutel mit harten Thalern, das Ergebnis der Haussuchung. Er zeigte ihn der Dame.

„Mon Dieu!“ freischte diese, „die Schlange hat mich bestohlen!“

„Nicht Sie vermutlich, sondern Seine Majestät den König von Preußen,“ erwiderte sehr höflich der Offizier, „wir haben Witterung bekommen, daß eine Kriegskasse, die den Kroaten abgefangen wurde, von hiesigen Bauern zum Teil gestohlen worden ist, sind aber auf guter Fährte.“

Nun wurde Liesa herausgelassen und einem scharfen Verhör unterworfen. Ob sie den Beutel kenne, ob sie ihn schon ins Haus mitgebracht habe, wurde sie gefragt, und sie beantwortete die Fragen der Wahrheit gemäß. Setzt die Hauptsache: wem das Geld gehöre. Getreulich berichtete sie auch darüber, fand aber keinen Glauben. Der Offizier erbat sich ein Licht und Siegellack, schnürte den Sack zu und versiegelte ihn mit seinem Degenknopf. Dann teilte er Liesa mit, daß er sie zur Wache bringen lassen müsse. Ein jäher Schrecken durchfuhr bei dieser Aussicht das arme Mädchen. Sie bat um Gnade. Der Gedanke, mutterseelenallein unter den fremden, harten Männern zu sein, war ihr schrecklich. Der Offizier schüttelte aber den Kopf und befahl ihr, zu gehen. Die arme Liesa bat die

Gnädige auf den Knieen um Vermittelung, kam aber an die Unrechte.

„Du ehrlose Dirne!“ hauchte das herzlose Weib sie an. „Solche Geschichten hört man von dir! Und das muß mir in meinem Hause passieren! Mon Dieu, quel blamage! Héloïse, holen Sie mir geschwind meine Reitpeitsche, damit ich der Diebin eins aufbrennen kann!“

Die lange französische Zofe war in ihrem Leben noch nicht so folgsam gewesen, lief und suchte die Reitpeitsche, und da sie diese nicht gleich fand und Eile not that, so faßte sie nach dem spanischen Rohre mit dem Silberknopfe, vergriff sich aber im Eifer und brachte die lange Peise des Herrn Kammerrats. Die gnädige Frau, die immer wütender schalt und bei all' ihrem vornehmen Gethue sich durch einen großen Reichtum gemeiner Schimpfreden bloßstellte, ergriff in der Wut das Rohr und schlug es dem Mädchen auf dem Rücken entzwei, ohne sich vor dem adeligen Offizier im mindesten zu schämen.

Diesem aber wurde die Gefühllosigkeit des Weibes zu arg, und er entzog das Mädchen weiteren Mißhandlungen, indem er sie abführen hieß und sich verabschiedete. Die arme Liesa wurde von zwei Soldaten in die Mitte genommen, zwei gingen vorher und zwei hinterher, so daß es aussah, als ob das arme, einfache Landmädchen sich mindestens des Verrats der Festung schuldig gemacht habe.

Das Schelten und Wüten ging aber in dem vornehmen Hause fort, und Mademoiselle Héloïse, die immer im Sinne ihrer Dame zu handeln wußte und auf die hübsche Deutsche überhaupt einen Haß hatte, nahm die Gelegenheit wahr, der „diebischen Person“ noch eine Scherbe vom Fenster aus nachzuwerfen. Der Wurf verfehlte aber sein Ziel und traf den Helm eines Soldaten.

Der Geworfene, ein derber Pommer, wurde darüber böse und rief hinauf: „Sü lange Acht, Sü Swartkopp Sü, id will Ihr Mores lähren!“

Dabei faßte er sein Feuersteingewehr am Kolben wie einen Spazierstock und stieß nach dem Fenster, traf natürlich nicht, denn dieses war zu hoch, aber Mademoiselle Héloïse wurde doch so erschreckt, daß sie mit einem hellen Aufschrei zusammenank und in Krämpfe verfiel. Frau von Sarsky mußte sie mit wohlriechendem Lavendelwasser behandeln und hatte Not, bis der Ärmsten die Lebensgeister zurückkamen; aber lange fühlte sie sich recht matt und schwach, und zeitlebens ist ihr nichts Schrecklicheres passiert, als die furchtbare Lebensgefahr, in die sie durch den barbarischen Prussien gekommen war.

Die arme Liesa wurde unterdessen auf die Wache gebracht, nachdem sie durch die ganze Stadt hatte in der schimpflichen Begleitung gehen müssen. Das Herz wollte ihr springen vor Angst und Scham. Es war ihr, als ob die Häuser vor ihr zurückwichen, die Türme ihr drohend zuwinkten, als ob alle Leute, die ihr begegneten oder aus dem Fenster sahen, sie verachteten oder ihr Drohungen zuriefen.

Das Wachtlokal war einstöckig und hatte ein überhängendes Dach, das auf Säulen ruhte. Unter diesem lehnten die Gewehre der Soldaten in hölzernen Ständern, da hing auch die Trommel, so groß wie eine Pauke, und ein Signalhorn. Ein riesiger Gardist, der einen kurzen Arm hatte und Invalide war, ging mit langen Schritten auf und ab, während die Wachtoldaten — mehr oder weniger alle Krüppel, denn die gesunde Mannschaft lag im Felde — auf mit Stroh bedeckten Britschen ruhten.

Bei der Annäherung der Eskorte kam der Major in Begleitung jenes Offiziers, der die Haussuchung vorgenommen, aus einer Seitengasse hervor. Die Schildwache rief mit gewaltiger

Stimme: „Heraus!“, und augenblicklich sprangen die Krieger, die wie Robben am Meeresstrande gelegen, auf und traten unters Gewehr. Die blauen Röcke mit den mattroten Aufschlägen, Bandelier und Koppel, Helm, Hosen und Gamaschen, die blank gepuzte, präsentierte Waffe: alles sah so stolz aus, so preussisch, so schön, und doch waren diese Männer, die wie Erzbilder anzuschauen waren, aus dem Felde ausrangierte Truppen, die von irgend einem Gefechte, irgend welchem heißen Treffen ihr Teil mitbekommen, das sie nicht mehr felddienstfähig machte, aber hinreichend kräftig ließ für den Wachtdienst und die Behauptung der Festung gegen den unthätigen Feind. Der Hornist blies sein Signal, der Trommler schlug den Wirbel, keine Wimper bewegte sich, alle Blicke richteten sich auf den Major, einen ergauten, ehrwürdigen Offizier mit leuchtenden Augen.

Mit Beben betrachtete Liesa das kriegerische Bild, die präsentierenden Soldaten, den Major und den wirbelnden Trommler. Den Trommler! Mit einem hellen Freudenrufe „Wilhelm! Wilhelm!“ wollte sie auf den Mann zueilen, als ob er ihr in der Not helfen könne, wurde aber von ihrer Begleitmannschaft daran gehindert. Und er, der frühere Müllerbursch, der bisher pflichtgemäß die Trommelstöcke gerührt und „Augen rechts!“ geübt hatte, war aufs äußerste betroffen: er ließ gegen die Vorschrift die Trommelstöcke sinken und nahm eine sehr unmilitärische Haltung ein.

Dem scharfen Auge des Majors fiel das sogleich auf, er sah die beiden verstörten jungen Leute an, und ihre Beziehungen schienen ihm klar zu sein. Trübe Gedanken kamen ihm beim Anblick des Jünglings. So hatte sein einziger Sohn ausgesehen, der bei Prag im Treskowschen Regimente als Leutnant gefallen war. Er seufzte. Welche furchtbaren Opfer fordert doch der unerbittliche Krieg von dem Einzelnen, wie von den Völkern!

Major von Borcke winkte der Wache ab und begab sich in den Wachtraum der Offiziere. Liesa wurde vorgeführt. Das arme Mädchen war jetzt gar nicht mehr so verzagt wie vorher, der Anblick ihres Geliebten hatte ihr Mut und Stärke verliehen. Ruhig und nicht unfreundlich fragte sie der Major, ganz so, als ob er von ihrer Unschuld von vornherein überzeugt sei. Die Sache an und für sich hatte ja auch wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Daß sich die geplagten und zu Grunde gerichteten Bauern am Gute des Königs vergriffen, kam ja häufig genug vor, aber daß ein Mädchen an einem solchen Unternehmen beteiligt sein sollte, hielt der Major mit gutem Rechte nicht für glaubhaft. Indes die Anzeige war erstattet, und der Befehl, die Sache einzuleiten und zu verfolgen, kam vom Kommandanten selbst, der die Sache von glaubwürdiger Seite erfahren haben wollte. So mußte die Untersuchung ihren Lauf nehmen. Während derselben trat Wilhelm, obwohl ungerufen, ein. Der junge Müller hatte die Unterredung im Nebenzimmer vernommen und den Zusammenhang rasch begriffen, denn er war nicht auf den Kopf gefallen.

„Was willst du?“ fragte ihn der Major, indem er den jungen Soldaten auf eine sonderbare Art, fast wehmütig, betrachtete.

Da schüttete Wilhelm sein Herz aus, sagte frischweg, was er wußte, und gab seine und Liesas ganze Lebensgeschichte zum Besten, ohne daß seine umständliche und einfältige Erzählung dem Vorgesetzten zu lang und unwert erschienen wäre. Als Wilhelm geendet, richtete dieser noch einige Fragen an ihn und das Mädchen, nickte dann und sagte lächelnd zu dem Leutnant, aber in französischer Sprache, damit die beiden es nicht hören möchten: „Es ist unbegreiflich, wie sich Adam wieder so etwas aufbinden lassen konnte; der Mann ist jeder Albernheit zugänglich. Es stände gut um das Land, wenn es von lauter

solchen Leuten bewohnt würde, denen man die schlesische Gutmütigkeit und Ehrlichkeit im Gesichte abliest."

Adam war der Spitzname des Kommandanten General Wallrave, der bei den Offizieren der Garnison wenig beliebt war.

Auf Deutsch und laut fuhr er dann, zu Liesa gewendet, fort: „Als Mensch glaube ich dir, mein Kind, als Offizier darf ich es nicht, bis der letzte Verdacht entfernt ist. So lange die Belagerung der Stadt dauert, kann ich nicht genau ermitteln, ob du im Rechte bist, denn auf deine Aussagen darf ich nichts geben. Dein Geld werde ich so lange in Verwahrung nehmen, bis dein Recht unbestritten ist. Aber Sorge nicht, ich will ein getreuer Hüter deines Schatzes sein und dir das Deinige keine Minute länger vorenthalten, als ich muß. Geh' jetzt heim, mein Kind. In Friedenszeiten würden wir dich gefangen setzen müssen, aber jetzt sind wir durch die Belagerung ja alle gewissermaßen gefangen, und es ist überflüssig, doppelte Schlösser anzulegen. Geh' mit deinem Bräutigam, dem ich für den Abend Urlaub gebe."

Die menschenfreundliche Gesinnung des edlen Offiziers erfreute die beiden jungen Leute herzlich. Also war ja nichts zu befürchten, außer vielleicht dem Verluste des Geldes, und die Sache mußte sich ja aufklären, sobald die Belagerung aufgehoben sein würde. Froh meldete Wilhelm draußen seinen Urlaub, gab seine Trommel ab und begleitete das Mädchen, überglücklich in der Freude des Wiedersehens und ihrer augenblicklichen Sicherheit. Beide waren recht glücklich, sie hatten sich ja so viel zu erzählen.





9

V e r r a t.

Wilhelm hatte schon am zweiten Tage seiner Gefangenschaft die österreichische Uniform mit der preußischen vertauscht und war nach Reisse gesandt worden, das damals noch nicht völlig vom Feinde eingeschlossen gewesen war, und hier hatte der Major von Borcke einen Trommler aus ihm gemacht. Sein Arm war ja geheilt, und sein Dienst war nicht schwer; nur mußte man eben Tag und Nacht auf der Hut sein, weil die Oesterreicher die Belagerung neuerdings ernster betrieben, und die Offiziere ein zweites Hochkirch befürchteten, einen unerwarteten nächtlichen Angriff auf die nicht allzu starken Festungswerke mit ihrer minderwertigen Besatzung. Von seiten des Kommandanten geschah wenig, um die Sicherheit des Platzes zu erhöhen, ja, General Wallrave versicherte den Offizieren wiederholt, daß der König im Anmarsch sei, vor dem das Belagerungsheer zerstieben werde; es sei keine Gefahr vorhanden, Reisse hänge mit Ketten am Himmel. Damit gab sich die Mehrzahl der Offiziere zufrieden, nur Major von Borcke nicht, der der Meinung war, daß es sich für den Soldaten nicht schicke, dem Feinde auch nur eine Minute zu trauen, und der von da an noch wachsamere war als bisher.

Liesja war mit ihrem Trommler seelenvergnügt aus der Friedrichsstadt über die Meisse geschritten. Nun wandte sie sich dem Ringe zu in der Absicht, ihre Herrschaft aufzusuchen und der Frau von Sarsky den günstigen Ausgang ihrer Sache mitzuteilen.

Der Regen hatte längst nachgelassen, und es war dunkel und kühl geworden. Vor Kammerraths Thür hielt eine Equipage, und auf Befragen erfuhr sie, daß die Gnädige zur Abendgesellschaft auf die Kommandantur geladen sei. Das war ihr lieb, und sie hoffte, sie deshalb bei guter Laune zu finden. Beruhigt verabschiedete sie sich von ihrem Bräutigam und trat ins Haus.

Da kam sie aber schön an. Die gnädige Frau selbst ließ sich gar nicht blicken, denn sie war noch bei der Toilette und ließ ihr durch den Diener melden, daß sie ein anderes Dienstmädchen gemietet habe und sich bestens dafür bedanke, eine freigelassene Diebin im Hause zu beherbergen. Keine Minute dürfe sie hier bleiben, auf der Stelle solle sie sich aus dem Staube machen und dahin scheren, wo sie hingehöre. Liesja weinte und ließ um ihren Lohn bitten, sie sei mittellos, ihr Geld hätten sie auf der Wache behalten, und sie habe keinen Heller mehr. Der Diener bestellte ihre Worte und kam mit dem Bescheide zurück, Lohn bekäme sie nicht, es sei nichts vereinbart, und sie könne sich freuen, daß sie so lange im Hause geduldet worden sei. Morgen solle untersucht werden, wieviel sie im Hause gestohlen und verdorben habe, und dann wolle man noch ein anderes Wörtchen mit ihr reden! So wußte die hartherzige Frau Treue zu belohnen.

Das arme, betrogene Mädchen ging hinaus. Ratlos schritt sie auf dem Ringe auf und ab. Sollte sie sich geschwind einen anderen Dienst suchen? Wer würde aber in dieser schweren Zeit Lust haben, ein wildfremdes Mädchen und noch dazu zu solcher Stunde aufzunehmen?

Die Not war in der Stadt infolge der strenger gewordenen Belagerung groß geworden, es fehlte an allem. Die Bäcker mengten gemahlene Erbsen, Gips und selbst Sägemehl zum Brotteig und lieferten immer kleinere Brote und Brötchen; die Metzger schlachteten alte und kranke Pferde; die Krämer verkauften Salz und Gewürz nach Apothekerpreisen. Heringe kosteten bereits so viel, wie sonst die Karpfen. Arme Leute lebten schon seit längerer Zeit nur von mageren Brühen und machten verbotene Jagd auf Ragen, Hunde, Tauben und Krähen. Unter solchen Umständen noch fremde Leute aufzunehmen, erschien allen eine Thorheit; auch Frau von Sarsky hatte keine neue Jungfer gemietet, das war nur eine ihrer Lügen gewesen.

Bekümmert machte sich Liesa auf den Weg und ging nun hausieren. An mancher Thüre bat sie um Dienst und Unterkommen, aber vergeblich; so flehentlich sie auch bat, sie um Gottes willen doch nur eine Nacht zu behalten — niemand wollte sie nehmen. Bis tief in die Nacht hinein war sie so umhergewandert. Wieder hatte sie umsonst an einer Thüre angeklopft und eben einige Schritte gethan, ihren Leidensweg fortzusetzen — da vertrat ihr jener Herr den Weg, der ihr bei Frau von Sarsky den Heiratsantrag gemacht und von ihr abgewiesen worden war.

„Wir haben ja wohl einen Weg,“ sprach er in gemütlichem Plaudertone, „und es ist ja auch besser, wenn man in Gesellschaft geht. Die Einsamkeit verleitet uns dazu, Grillen zu fangen und eigensinnigen Plänen nachzuhängen. Das ist verkehrt, ganz verkehrt. Munter muß der Mensch sein, munter Tag und Nacht, munter in jeder Lebenslage. Habe ich denn nicht recht?“ fuhr er freundlich fort und wollte Liesa in die Wange kneifen, welcher Freundschaftsäußerung diese sich aber entzog.

Als der gewandte Mensch sah, daß seine Ueberredungskunst erfolglos blieb und Liesa in ihrer Niedergeschlagenheit verharrte,

da schlug er eine andere Taktik ein. Theilnehmend erkundigte er sich danach, was ihr denn zugestoßen, und nun erzählte sie ihm im Weiterwandern wirklich ihre Nothlage, da sie von dem Herrn einen guten Rat zu bekommen hoffte. Der ließ denn auch nicht lange auf sich warten.

Siehst du nun, jetzt bist du ganz in meiner Hand! dachte der Heuchler innerlich erfreut, nahm aber eine mitleidige Miene an und sprach beruhigend auf das Mädchen ein. Schließlich zog er sein Portemonnaie aus der Tasche, entnahm demselben einige Thaler und streckte sie ihr hin.

„Da, damit du siehst, daß ich es gut mit dir meine, will ich dir das Geld schenken, da, nimm's. Du kannst nun in jedem Gasthause oder auch bei Privatleuten für Geld ein Unterkommen finden, und ich will dir auch selbst dazu behülflich sein, nur mußt du mir versprechen, daß du noch heute meine Braut sein willst.“

Empört wandte sich Liesa und ging auf die andere Seite der Ringstraße; sie verschmähte auch das Geld, das ihr der Mann mit Gewalt aufdringen wollte. Nun wurde dieser sehr böse, er lief ihr nach, ballte die Fäuste und sprach auf einmal in ganz anderer Tonart: „Mach' mich nicht wütend, mach' mich nicht wütend, dummer Bauerntrampel, der du bist! Einen Mann wie mich so abzufertigen, der mit so vielen Schlaueköpfen, Gelehrten und Standesherrn fertig geworden ist! Du wirst mir vergebens widerstehen, du wirst dein eigenes Grab graben. Du gräbst dein eigenes Grrrab . . .“ wiederholte er.

Weiter kam er nicht, denn eine starke Hand packte ihn am Kragen und schüttelte ihn, wie etwa ein Hund eine Ratte.

„Meister Gerhard!“ rief Wilhelm, denn der war der Angreifer. „So finden wir uns also auch wieder! Ja, alles findet sich! Meister Gerhard, wie schön kann man Ihn an Seinen Reden wiedererkennen!“

„Laß mich augenblicklich los, infamer Lummel!“ rief der Künstler.

„Auf der Wache, nicht früher,“ antwortete Wilhelm, „dorthin führe ich dich sicher und gefahrlos, du österreichischer Spion!“

„Schrei' nicht so laut solche Sachen durch die Straßen,“ bat nun in kläglichem Tone der andere, „laß mich los, nimm diese fünf Thaler, ein schönes Stück Geld!“

„Nimmermehr! Nein, Meister, zum zweiten Male verkaufst du mich nicht wieder! . . . Aha, stechen willst du? Das will ich dir verleiden!“ Und nun schüttelte der starke Müller den Menschen zum Erbarmen, bis er den Theaterdolch fallen ließ.

Wilhelm war, nachdem er seine Braut verlassen, nicht gleich zur Wache zurückgekehrt, sondern, da er ja Urlaub hatte, in den Straßen umhergeschlendert. Besorgt um Liesas Schicksal und von einer inneren Unruhe getrieben, war er dann auch wieder auf den Ring hinausgegangen — wo er gerade recht kam, um Liesa aus den Krallen jenes unverschämten Menschen zu befreien, in dem er den seltsamen Mann wiedererkannte, der ihn damals in seinem Dorfe durch Hofuspokus verblendet hatte und dann den Kroaten hatte überliefern wollen.

„Zehn Thaler!“ rief der Geplagte, „ich zahle sogleich und lasse dich für immer zufrieden!“

„Biete Er zwanzig!“ rief der Trommler heiter.

„Zwanzig!“

„Nicht für hundert, nicht für tausend!“ rief Wilhelm jetzt nachdrücklich. „Du sollst mir büßen, du Spion, denn du bist an allem schuld. Bleib' zurück, Liesa, bis ich den Schelm abgeliefert habe, der reif zum Galgen ist.“

Ein Lied trällernd und unerbittlich drängte er den Zauberer vor sich her, der sich schließlich in sein Geschick ergab. Sie waren nicht mehr weit von der Wache angekommen, da nahm

sich der Gefangene, dem es mit jedem Schritte schwüler zu Mute wurde, zusammen, um aus den Händen dieses gefährlichen Häschers zu kommen.

„Höre, Wilhelm Fritsche,“ sagte er, „laß mich meine Wege gehen, dafür verrate ich dir ein Geheimnis, das dir den größten Nutzen bringt.“

„O, Geheimnisse höre ich gern,“ antwortete Wilhelm launig; „erzähle sie nur frisch drauf los, aber zur Wache kommst du doch!“

„Ich weiß ganz sicher, daß du mich nicht zur Wache bringst, wenn ich dir das Geheimnis anvertraue,“ antwortete der Gefangene; „aber nun sei auch vernünftig und laß den Spaß sein Ende haben. Laß mich nur soweit locker, daß ich ordentlich reden und gehen kann, und ich will dir dafür Dank wissen . . . So, jetzt höre!“

„Gut, erzähle, aber wenn du wieder auf einen Gaunerstreich sinnst oder mir entweichen willst, so sollst du schwer dafür büßen!“

„Willst du mich loslassen, wenn ich dir ein Geheimnis sage, das dir das Leben rettet?“

„Je nachdem.“

„Du mußt aber gegen alle darüber schweigen, denn nur so darf ich's dir anvertrauen. Willst du das thun?“

„Das will ich mir überlegen.“

„Du mußt mir schwören.“

„Nein, zum Schwören kriegst du mich nicht wieder. . . . Paß auf! Der Weg ist etwas uneben, gleich werden wir auf der Wache sein.“

Der Geängstigte blieb stehen und sah seinen Führer bittend an. „Ich schenke dir einen guten bürgerlichen Anzug, fast wie neu, der für deine Größe paßt, und in jede Tasche thue ich fünf Thaler. Merk' auf, denn ich rede im Ernste. Diesen An-

zug ziehst du jetzt gleich an und wirfst dein Soldatenzeug weg, so weit du kannst.“

Leise fuhr er fort: „In dieser Nacht wird allem, was preussisch ist, ein Ende gemacht, die Oesterreicher dringen ein, und ich weiß, daß sie Befehl haben, keinen Pardon zu geben. In deinem bürgerlichen Anzuge bist du aber sicher, und, da du Geld hast, so kannst du dich heute noch oder morgen aus dem Staube machen und hingehen, wohin du willst.“

„Ist das dein Geheimnis?“

„Das ist's!“

„Haha! Da such' dir einen Dummeren, ich falle darauf nicht herein!“

„Und wenn ich dir den schriftlichen Beweis liefere?“

Nun wurde Wilhelm doch aufmerksam. Sollte etwas Wahres an der Rede seines Gefangenen sein, und wollte er ihn diesmal nicht hinter's Licht führen? Er stand ja in Verbindung mit dem österreichischen Heere, und ein gewandter Mensch war er auch, den man wohl mit militärischen Geheimnissen befaßen konnte.

„Erst mal sehen,“ antwortete er anscheinend ganz ungläubig.

Der Cagliostro, der wohl wußte, daß ihm als einem feindlichen Spion eine Kugel gewiß war, sobald er in die Hände der Preußen fiel, griff freudig nach dem sich ihm bietenden Hoffnungsschimmer — und zog aus seinem rechten Stiefel ein zusammengelegtes Papier heraus, das er entfaltete und mit beiden Händen Wilhelm zum Lesen hinhielt.

Rasch riß dieser es ihm aus der Hand und trat damit unter die nächste Straßenlaterne. Der Müllerbursche war kein Gelehrter, doch hatte er so viel Lesen und Schreiben gelernt, um herauszufinden, daß es ein Brief war, der an den Syndikus der Stadt gerichtet war und etwa folgendermaßen lautete:

„Euer Wohl-Ehrbaren und Gestrungen teile ich im Auftrage des K. K. Generals Harsch und des Komitees mit, daß die Aktion wegen Annäherung königlicher Truppen schon heute beginnen soll. Um ein Uhr ersteigen die Unsrigen die Wälle. Da der Befragung kein Pardon gegeben werden soll, so ist Seine Mithülfe unerläßlich. Gebe Er Seinen Leuten die nötigen Anweisungen.“

Mit schuldigem Respekt

v. L.“

Dem biedereren Dorfkinde stand der Verstand still. Anfangs war ihm nur so viel klar, daß etwas Schreckliches geplant sei. O, nichtswürdige Verschwörer hatten beschlossen, in dieser Nacht die Festung den Oesterreichern in die Hände zu spielen! Es sollte ein zweites gräßliches Hochkirch werden. Wie ein Blitzstrahl kam ihm jetzt die Erinnerung an die sichtliche Erregung der Einwohner, die ihm bei seinem Umherschlendern am Abend aufgefallen war. Der Haß gegen das Preußenregiment war in der letzten Zeit noch durch heimliche oder unberufene Agenten genährt worden und war auf seinen Gipfel gestiegen, als die Offiziere zu Gunsten der Garnison frische Vorräte mit Beschlag belegt und Schildwachen vor die Magazine gestellt hatten. Einem altadeligen Offizier schob man das Wort unter: Erst Königsgut, dann Bürgerblut, und die Erbitterung war stündlich gewachsen. Wilhelm erinnerte sich auch, daß er mehrere Bürger hatte mit Jagdgewehren hantieren sehen. In den Wirtsstuben waren viele Menschen zusammen, und erregte Gespräche wurden geführt, die beim Anblick einer Uniform schnell verstummten. Er hatte geahnt, daß etwas von Bedeutung vorgehen müsse und darüber nachgedacht, aber seine nächste Sorge, um seine Braut, hatte dann seine Aufmerksamkeit wieder abgelenkt. Jetzt war die Sache aufgeklärt, und er hielt den Schlüssel in den Händen. Ob er auch unfreiwillig unter preußische Militär geraten war, jetzt, da eine schwere Verantwortung auf ihm lastete, fühlte er sich ganz als preußischer Soldat.

„Das ist Verrätere!“ rief er erregt, „und jetzt kommst du erst recht auf die Wache!“

„Sei nicht thöricht!“ bat der andere kläglich, „sie können mir heute da doch nichts thun, und morgen sind sie tot.“

„Kannst heute noch deine Kugel kriegen,“ antwortete Wilhelm; „es giebt zum Glück noch Standrecht beim preussischen Militär.“

Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte Wilhelm gesehen, daß der Mensch bei diesem Worte totenblaß wurde.

„Lieber Fritsche, gib mir doch nur wenigstens den Brief wieder; er gehört ja nicht mir . . .“

„Damit du deine Schandthat ableugnen könntest! Nein, Männchen, daraus wird nichts!“

Als alles nichts half, ergab sich der Gefangene schließlich in sein Geschick und ließ sich auf die Hauptwache führen, mit der schwachen Hoffnung, hier mit seinen Künsten vielleicht noch Erfolg erzielen zu können. Hier wollte ihn Wilhelm dem wachhabenden Offizier übergeben und dann sofort dem Major das übrige mittheilen.

Als er der Wache nahe kam, traute er seinen Augen nicht: kein Posten schritt mit geschultertem Gewehr auf und nieder, das Wachthaus war stockdunkel und still. Da faßte er seinen Gefangenen fester am Kragen und brachte ihn in die vordere Stube, in der sich die Mannschaften für gewöhnlich aufhielten. Hier tastete er umher, denn er nahm an, daß alles schon im Schlafe liege. Er schämte sich vor dem Spione. Das war also die berühmte preussische Wachsamkeit! Der Feind vor den Thoren und hier schlief alles!

Und das nicht einmal! Bei allem Tasten fand er keinen Kameraden. Keine Seele hier! Jetzt ins Nebenzimmer: auch kein Offizier vorhanden! Aha, die Herren waren alle auf die Kommandantur geladen, aßen und tranken vielleicht sorglos — und der Feind vor den Thoren! Diese unsoldatische Weise em-

pörte Wilhelms ehrliches und treues Gemüt, und im Aerger darüber gab er seinem Gefangenen die Freiheit, indem er ihm zurief:

„Du hast mehr Glück, als du verdienst, Spion! Mache nicht, daß wir beide je wieder zusammentreffen, es möchte dir sonst schlimmer als heute ergehen!“

Eilig entwichte der Künstler und war bald in der Dunkelheit verschwunden. Wilhelm hörte noch sein höhnisches Lachen in der Ferne. So viel auch der brave Trommler hin und her gelaufen war, so ließ ihn doch die große Erregung und die doppelte Sorge alle Müdigkeit vergessen. Er durchsuchte noch einmal das ganze Wachtlokal gründlich, fand aber keine Seele. Jetzt ging er unter die Veranda, schaute in das Schilderhaus und — o Schrecken! Da standen sämtliche Gewehre, die Mannschaft war also Hals über Kopf abkommandiert oder beurlaubt worden. Die Soldaten waren in der Kaserne, auf Urlaub in der Stadt — Gott weiß, wo — und ohne Waffen! Er tastete nach dem Plaze, wo sonst seine Trommel hing, sie war noch da und gab bei der Berührung einen murrenden Ton von sich, als ob sie über diese Fahrlässigkeit empört sei.

Wilhelm wußte nicht recht, was er that, als er sie vom Hafen herunter nahm und umhängte. Dann steckte er die Klöppel ein und stand nun unschlüssig und ratlos da. Plötzlich fiel ihm Liesja ein. Es war bald Mitternacht und das Mädchen noch immer ohne Obdach. Da ging er eilig fort, um sie wieder auf dem Ringe zu treffen, die Trommel nahm er mit. In seinem Kopfe kreuzten sich die Gedanken. Er empfand nichts mehr von der nächtlichen Kühle, von der Feuchtigkeit. Eilig, als ob er etwas retten könne und müsse, aber unklar in seinem Willen, rannte er durch die dunkeln Straßen geradeswegs nach dem Rathause. Wohl dachte er vor allem an sein Mädchen, doch war es ihm, als ob er eine höhere Aufgabe habe und etwas Bedeutendes seiner harre.



Heiter v. Weisse.

**„Das ist Verrätherei und jetzt kommst du erst recht
auf die Wache!“**

(Text Seite 111.)



10

Der Trommler.

In mehreren Sälchen des mit gezackten Giebeln gezierten Kommandanturhauses erleuchteten unzählige Kerzen in Kron- und Wandleuchtern eine glänzende Abendgesellschaft.

Die Zimmer waren nach dem besten Geschmacke der Zeit ausgeziert. Die Decken zeigten gewaltige Stuckarbeiten, Genien mit Füllhörnern, Nymphen und Faune mit phantastischen Verschönerungen. Die Wände waren mit Gobelins bekleidet und die Bilder der Preußenkönige Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., in Pastell gemalt, sahen aus schwarzen Ebenholzrahmen herab. An den Wänden standen zierliche Tische mit ausgeschweiften Platten, eingelegten Perlmutterarbeiten und Ziegenfüßen, darauf standen altfränkische Stuhuhren, deren Gehäuse von Alabasterjaulchen getragen wurden. Gepolsterte Sessel, mit geblütem, rotem Seidenstoff überzogen, standen feierlich und steif an den Seiten. Wer sich darauf setzte, konnte die an den Wänden hängenden Silhouetten bewundern, die den Herrn Kommandanten und die Kommandeuse, sowie mehrere adelige Herren und Damen darstellten. Schön waren auch die vergoldeten Eckbrettchen, von denen Schäfer und Schäferinnen und Amoretten mit Pfeil und Bogen, alles aus Porzellan, herabsahen.

So war es in den ansehnlichsten jener Räume. In dem für Herren besonders eingerichteten Rauchzimmer sah es etwas derber und hausbackener aus. Da saßen die Offiziere der Garnison in ihren Paraderöcken und Schnallenschuhen, hatten holländische Pfeifen im Munde und bliesen dichte Wolken daraus in die Luft, nahmen auch ab und zu einen Schluck Ungarwein. Hinter den Stühlen der Herren standen die Bedienten, die aus mächtigen Flaschen eingossen, sobald ein Glas geleert war.

Der Kommandant, General Wallrave, hatte heute den Vorgesetzten abgelegt und machte den lebenswürdigen Wirt und Gesellschafter. Alle Augenblicke brachte er Gesundheiten aus, bald auf Seine Majestät, bald auf die Herren Majors, Kapitäne und Leutnants, auf das Heer, auf Schlesien, auf den Adel und die Damen von Stande, auf siegreiche Waffen und gute Kameradschaft und entzückte durch seine Lebenswürdigkeit und Freigebigkeit alle, die noch Freude am Trinken hatten. Einige eisgraue Kapitäne hatten sich an besonderen Tischchen zum Spiel niedergesetzt und vertieften sich in die Karten.

Nicht so heiter, aber glänzender nahm sich die Damengesellschaft aus. Die Frauen und Töchter der Offiziere waren in großer Toilette erschienen, mit kunstvollem Haarbau, Schönheitspflästerchen, Reifröcken und zierlichen weißen Atlasschuhen, deren Absätze ungefähr in der Mitte der Sohle angebracht waren. Die Frau Kammerrat war die Seele des Ganzen, sie schien hier die Hausfrau zu vertreten und unterhielt die Damen mit dem ganzen Aufgebote ihrer Geistesgaben; sie befahl, Thee zu servieren, Wein und Rum herbeizubringen und ermunterte, ein Menuett zu tanzen.

Die jüngeren Herren standen hinter den Stühlen der Damen, knüpften Gespräche an, ließen sich über Garderobe- und Etikettenfragen belehren und engagierten zum Menuett. Die Musiker, die sich in einem besonderen Zimmer aufhielten, hatten schon

manches seelenvolle Adagio von Gluck und Händel, von dem Neuling Mozart und Graun vorgetragen und stimmten nun ihre Instrumente zu jenem „Tanze der Könige“. Reizend sah es aus, wie die Paare mit feierlichen, würdigen Bewegungen nach dem Takte der Musik hin- und herschritten, sich würdevoll näherten und entfernten, verschlangen und lösten, und alle Zuschauer folgten dem schönen Bilde mit ungeteilter Aufmerksamkeit.

Herr von Terbrokky, der einzige Nichtmilitär in der Versammlung, hatte seinen Platz hinter Frau von Sarsky und unterhielt sich mit der Dame scheinbar über gleichgültige Dinge, in Wirklichkeit jedoch über sehr ernste Sachen. Schon mehrmals war er aus dem Saale gegangen und wiedergekommen, aber das fiel nicht weiter auf, weil ja die Herren beständig von einem Zimmer ins andere gingen.

„Wieviel Uhr ist es, Baron?“ fragte sie leise.

Herr von Terbrokky zog seine silberne Uhr heraus und erwiderte ebenso: „Mitternacht. Noch eine Stunde Geduld, gnädige Frau.“

„Ist alles vorbereitet?“

„Alles. General Harsch steht eine Viertelstunde vor den Wällen, der Syndikus ist benachrichtigt, Schlag ein Uhr wird unseren Freunden geöffnet.“

„Warum haben Sie sich denn für heute, statt für morgen, entschieden, wie es doch ursprünglich geplant war?“

„Eile thut not, gnädige Frau. Der König zieht in Eilmärschen heran und ist keine sechs Meilen weit von hier, Daun hat ihn nicht zu halten vermocht. Es ist so besser, auch der Kommandant war der Meinung.“

„Wie steht es mit den Wachen? Sie werden doch nicht zur Unzeit alarmieren?“

Der Baron lachte hell auf. „Es ist alles eingezogen. Das war unser Hauptstreich. Die Soldaten sind in den Quartieren, die Offiziere sämtlich hier; so kann uns keiner entrinne.“

„Sie haben die Sache ausgezeichnet eingefädelt, ich mache Ihnen mein Kompliment, Baron.“

„Bitte, gnädige Frau, Sie allein halten die Fäden in der Hand, Ihr Name wird dadurch unsterblich werden.“

„Sie scherzen, Baron. Uebrigens einem traue ich nicht.“

„Sie meinen den Major von Borcke.“

„Eben diesen. Der Mensch trinkt nicht und schleicht mit mißtrauischen Blicken umher. Richtig, da kommt er wieder. Gehen Sie, Baron, unsere Unterhaltung möchte ihm auffallen.“

Der Baron ging geradeswegs auf den Major zu und schüttelte ihm mit verbindlichem Lächeln die Hand. „Wie geht es, Herr von Borcke, doch hoffentlich wohl?“

„Ich bin wohl,“ entgegnete der Angeredete, „doch beschwert mich eine seltsame Unruhe.“

„Ja, sehen Sie, Major,“ sprach von Terbrogky, „so rächt es sich, wenn man die Freuden des Bacchus vernachlässigt. Kommen Sie und lassen Sie uns ein Gläschen trinken, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ein Schluck Ungarwein bessere Wirkung auf einen erprobten Krieger ausübt, als eine geistvolle Unterhaltung.“

„Ich trinke keinen Wein,“ antwortete trocken der Major, „bitte mich zu entschuldigen.“

„Dann wird Ihnen wohl besser mit einem kleinen Jeu gedient sein? Wie denken Sie über eine Partie Whist?“

„Ich spiele nicht, verschonen Sie mich.“

„Je nun, da ich Ihnen bei Ihrem Alter kein Menuett mehr zumuten darf, so haben Sie doch wohl Lust, die Damen mit unterhalten zu helfen. Frau von Sarshy ist eine hochgebildete Frau.“

„Diese steifen Gespräche sind nicht mein Geschmack,“ entgegnete verdrießlich der Major; „ich habe von jeher das Einfache und Ungekünstelte vorgezogen.“

„O, Major, Sie sprechen, wie es einem tapferen und berühmten Offizier wohl ansteht, aber eben — Verzeihung — nur wie ein Offizier . . . Helfen Sie mir, General,“ rief er den Kommandanten an, der eben wie zufällig in die Nähe der Gruppe kam, „helfen Sie mir, unseren verehrten Herrn Major zu bestürmen, dem weder die Damen, noch das Spiel, noch der Wein eine frohe Stimmung zu verschaffen vermögen.“

Der General, der stark betrunken war, legte schwer die Hand auf die Schulter des Majors und sagte mit unsicherer Stimme oder lallte vielmehr: „Das sind Grillen, Grillen, lieber Vordke, im Dienst . . . ja, im Dienst, da heißt es . . . bei uns . . . ja wohl . . . mar—moriatur pro nostro rege Fridericus Rex Magnus . . . aber ist der Dienst vorbei . . . dann verliert sich ein braver Offizier . . . nach der Regel: post nubila Phoebus!“

„Sie hören, Major,“ rief der Baron, „ein erfahrener und ausgezeichnete Militär sagt dasselbe zu Ihnen, was ich soeben mit weniger gewichtigen Worten Ihnen vortrug. Wollen Sie wirklich der letzte sein, dessen Ernst zu besiegen uns nicht gelungen ist?“

„Ich gehe nach Hause,“ antwortete der Major, „gute Nacht!“

„Halten Sie den Kerl . . . hier . . .“ rief der Kommandant halblaut, „der plaudert alles aus!“

Frau von Sarsky erschrak bei diesen Worten heftig, faßte sich aber und nötigte den General, sich zu ihr zu setzen und mit ihr eine Partie Schach zu spielen. Dabei warf sie einen vielsagenden Blick auf den Baron, wie ein Notzeichen. Herr von Terbrogky verstand und nahm sich vor, den argwöhnischen Major auf keinen Fall ziehen zu lassen.

„Sehen Sie, von Borcke,“ rief er diesem zu, „wie sehr Ihre Anwesenheit hier nötig ist?“ und zeigte dabei auf das Rauchzimmer, in dem mehrere Herren aufgesprungen waren und eine laute und heftige Unterhaltung führten.

Der junge Graf von Wartensleben und Herr von Gözen, zwei Leutnants, waren in der Weinlaune zusammengeraten. Der Graf hatte von Frankfurt gesprochen, wo er sich eine Zeit aufgehalten, und des Römers erwähnt, der an der Zeil liege. Dagegen behauptete der andere, der Römer liege überhaupt nicht an der Zeil, sondern ganz nahe am Rhein, der durch Frankfurt fließe. Nun stand der andere auf und warf seinem Gegner Unkenntnis vor, der Main und nicht der Rhein fließe an Frankfurt vorbei. Im Augenblicke darauf sprangen beide von ihren Sitzen, hießen einander grüne Tungen, bis der Graf schwur, das könne er sich als Offizier und Edelmann nicht bieten lassen, er müsse sich mit von Gözen schlagen und zwar auf der Stelle. Nun wollten sich zwar mehrere andere ins Mittel legen, aber da die Köpfe schwer und die Zungen lahm waren, so wurde das Geschrei nicht geringer und die Wut der beiden Kampfhähne auch nicht. Sie suchten sich sogleich Sekundanten und verlangten Pistolen, um im Hofe der Kommandantur über einander herzufallen; da das aber dem hitzigen Gözen zu lange dauerte, zog er den Degen, um sofort an Ort und Stelle auf seinen Gegner loszugehen.

Da stand der Major plötzlich vor ihm: „Ich verhafte Sie, Leutnant von Gözen, sowie Sie nicht augenblicklich den Degen einstecken.“

Diese kurze Rede eines nüchternen Mannes wirkte auf die Gesellschaft wie ein kaltes Bad. Die Degen fuhren in die Scheide, die alten Kapitäne legten die Karten hin und halfen vermitteln. Die Unwahrheiten wurden berichtigt, die Beleidigungen beiderseits zurückgezogen und die Freundschaft und Ehre

durch neue, tiefe Züge befestigt. Darauf setzten sich die Herren, und Ruhe trat wieder ein.

Der Major aber trat langsam wieder zurück, um den Heimweg anzutreten, obgleich ihn Terbrock mit allen Künsten der Beredsamkeit daran zu hindern suchte. Die jungen Leute hatten gerade das Menuett beendet und die Damen ließen sich mit aller Höflichkeit auf ihre Plätze zurückführen.

Auf einmal bebte das Haus. Die Tassen und Gläser klirrten, ein Bild fiel vom Nagel zur Erde, die Kronleuchter schwankten und Lichter verlöschten. Die Damen schriegen, ein Fräulein fiel in Ohnmacht.

„Es ist nichts!“ rief der Baron, der die Sache begriff und Geistesgegenwart besaß, „erschrecken Sie nicht, meine Damen, es ist nur ein kleiner Erdstoß, wie er in dieser Gegend und zu dieser Jahreszeit häufig vorkommt. Musik! Musik!“

Sogleich setzten die Musikanten ein und strichen ein ermunterndes Allegro herunter.

Frau von Sarsky war unter Puder und Schminke leichenbläß geworden, sie flüsterte dem General zu: „Der Himmel ist gegen uns! Wie soll das enden!“

„Ach was, ach was,“ antwortete dieser laut, indem er einige Figuren des Spiels umwarf, „der König . . . muß matt werden . . . matt muß er werden!“

Der Major ging vorbei und schüttelte den Kopf über diese Rede, der Baron aber lachte laut auf und sagte: „Sehen Sie nun, Major, wie wertvoll Ihre Anwesenheit hier ist? Die Elemente verschwören sich selbst, Sie nicht fort zu lassen.“

„Sieht mir allerdings bald aus wie eine Verschwörung,“ murmelte von Borcke, grüßte und ging in das Vorzimmer.

Frau von Sarsky winkte hastig hinter ihrem Fächer den Baron heran.

„Was wollen Sie thun? Der Trozkopf geht!“

„Ich begleite ihn,“ antwortete kalt der Angesprochene, „und wenn er unbequem werden sollte . . .“

Hierbei öffnete er seinen Rock ein wenig und ließ die Dame den Griff einer Pistole sehen. Dann eilte er die Treppe hinunter, dem Major nach, sah ihn aber zuerst nicht.

Dagegen erblickte er einen Menschen, der aus dem Dunkel auf ihn zusprang und ihm zurief: „Baron, hüten Sie sich, das Geheimniß ist verraten! Teilen Sie es dem Kommandanten mit!“

Noch ehe von Terbroßky erwidern konnte, war der Mensch auf und davon, an Stimme und Haltung erkannte er aber in dem unerwarteten Warner den Zauberer, dessen Bekanntschaft er durch Vermittelung eines österreichischen Werbe-Offiziers gemacht hatte.

„Was sagt der?“ rief scharf der Major, der die Worte vernommen und nun plötzlich an die Seite des Barons trat.

„O, nichts, was ich verstehe oder was mich irgendwie oder sonst jemand interessieren könnte,“ gab der Baron schroff zurück. „Was ein Betrunkener eben sagt. Es ist ein Nachtschwärmer oder ein Kranker, der am Verfolgungswahnsinn leidet. Oder vielleicht ist es ein Mondsüchtiger gewesen. Haben Sie nicht gesehen, ob er die Dachtraufe hinaufgeklettert ist?“

Der Major empfand das Hohnische dieser Rede, trat ganz nahe an den Baron heran und sagte: „Terbroßky, Sie sind an einer Verschwörung beteiligt!“

„Ich bitte!“

„Sie bergen ein Geheimniß staatsverrätherischer Natur, ich verhafte Sie!“

Er zog den Degen und schickte sich an, den Baron abzuführen. Dieser sprang zurück, im nächsten Augenblicke gab er Feuer.

Gleichzeitig schallte vom Ringe her ein Alarmsignal.

Wilhelm war im Sturmschritt von der Wache nach dem Rathause geeilt und hatte seine Braut, noch dort seiner harrend, getroffen. Hastig klärte er sie über das Vorgefallene auf. Eben schlug die Kirchenguhr halb eins. In der gegenüberliegenden Gastwirtschaft wurde es laut, mehrere Menschen, die bewaffnet zu sein schienen, hasteten über den Ring. Jetzt fiel ein Schuß!

Da hielt sich Wilhelm nicht länger. Behend faßte er seine Klöppel und wirbelte das Alarmsignal in die Nacht hinein. Ihm war es, als rette er Tausende, als sei das Schicksal Preußens in seiner Hand — und er hatte vielleicht nicht unrecht. Mochte jetzt geschehen, was wollte! Hell und freudig und innerlich jauchzend trommelte er drauf los, Müdigkeit und Sorge waren vergessen.

Jetzt antwortete in der Ferne eine andere Trommel, eine dritte, vierte. Jetzt schmetterten die warnenden Hörner, jetzt rauschte es durch die ganze Stadt. An vielen Fenstern erschienen Lichter, an die Hausthüren wurden Laternen gehängt, wie es vorgeschrieben war. Jetzt donnerten Kutschen über das Pflaster, jetzt entstand ein Laufen und Rennen und Rufen der Soldaten, die ihren Posten auf den Wällen zueilten! Kompagnieen, Bataillone formierten sich, der schneidige Ruf der Kommandeure ertönte, Reiter jagten durch die Straßen, die jetzt hell erleuchtet waren. In der Breslauer Straße kam Major von Borcke mit gezogenem Degen herangestürmt, er erreichte Wilhelm, der sofort stille stand und grüßte.

„Wer hat zuerst alarmiert, wer gab dir Befehl?“ fragte er den Trommler atemlos.

„Herr Major . . . dieser Brief kam in meine Hände so eben, ich hatte keine Zeit, Sie erst aufzusuchen, da hab' ich mich selber befehligt.“

Der Major überflog das Schreiben und steckte es hastig ein.

„Wer gab dir das, Bursche?“

Wilhelm erzählte schlicht, auf welche Weise er zu dem Brief gelangt war.

„Tod und Teufel! Und dieser Schurke Terbrogky ist mir noch soeben aus den Fingern geglitten! Du bist ein braver Soldat und hast besser gehandelt als mancher Offizier. Höre, mein Bursch', was du gelesen hast, ist ein Geheimnis zwischen uns, du darfst es nicht verraten, und wenn es dein Leben kostete. Gehe auf die Thormache und bleibe da, bis ich dich ablösen lasse. . . . Wer ist das Mädchen?“

„Meine Braut, Herr Major, Frau von Saraky hat sie aus dem Dienste gejagt wegen der Geschichte von heute Nachmittag. Sie hat kein Unterkommen und auch kein Geld, und ich wollte schon den Herrn Major bitten, wenn ich dürfte. . . .“

„Gut,“ unterbrach ihn dieser, „Mädchen, du hast mehr gehört, als für Weiberohren gut ist . . . hier“ — er schrieb eilig einige Worte auf ein Notizblatt, riß dieses heraus und gab es Liesa — „bring' das meiner Frau, sie wird dich aufnehmen und so lange behalten, als du es verstehst, reinen Mund zu halten.“

Zitternd vor Freude nahm Liesa das Papier und stammelte Dankesworte und das Versprechen der Verschwiegenheit. Der Major bestieg sodann das Pferd einer Ordonnanz, die vorbeiritt, und Wilhelm und Liesa entfernten sich.

Mit hochklopfendem Herzen ging Wilhelm trommelnd weiter.

Auf die in der Kommandantur versammelten Offiziere hatte das Alarmsignal sehr ernüchternd gewirkt. Sie rissen die Fenster auf und sahen hinunter, warfen Karten und Pfeifen weg, haschten nach Degen und Dreimaster und stürmten hinunter. Keiner hatte Stiefel an oder nahm sich Zeit, in sein Quartier zu eilen: mit weißen Kniestrümpfen, die bald vom Straßentote beschmutzt wurden, mit dünnen Schnallenschuhen stürmte jeder an seinen Platz. Um die Damen kümmerte sich niemand,

die Galanterie hatte ein Ende, wo der ernste Dienst des Krieges in Frage kam, sie mußten selbst nach Dienern und Chaisen rufen und ohne ritterliche Hülfe die Treppe hinuntertrippeln. Nur Frau von Saršky blieb sitzen. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesichte entwichen, sonnenklar ward es ihr, daß ihr frevelhaftes Spiel verraten sei, schrecklich war ihr der Gedanke, daß der Rächer in Eilmärschen heranziehe.

Der betrunkene Kommandant war schnell nüchtern geworden, er stand auf, warf einen bedeutsamen Blick auf die Dame und sagte: „Wohl dem, der jetzt zehn Meilen von hier entfernt ist.“ Dann schritt er langsam und bekloffen hinunter. Darauf brachten die Bedienten auch Frau von Saršky in ihre Kutsche.





II

Friedrich der Große.

Der Anschlag auf die Festung war vereitelt. Die Oesterreicher sahen bald, daß die wohlbewehrten Wälle nicht erstiegen werden konnten, und standen von ihrem Vorhaben ab. So ist Meisse kein Hochkirch geworden. Die ganze Nacht blieben die Preußen unter Waffen und erwarteten den Angriff, doch vergebens.

Am anderen Morgen schickte von Borsde Patrouillen aus, die über die Stellung des Feindes Erkundigungen einziehen sollten. Sie berichteten, daß das ganze Armeekorps des Generals Harsch auf dem Rückzuge nach Süden begriffen sei. Der Grund leuchtete bald ein: schon am Abend desselben Tages kam preussische Kavallerie in die Stadt als Vortrab der königlichen Truppen; am dritten Tage aber kam alles auf die Beine, denn der große König zog selbst ein.

Tausende von Menschen waren zusammengeströmt, um sich dieses Schauspiel nicht entgehen zu lassen, und nur die ärgsten Preußenfresser waren daheim geblieben. Berittene Hornisten eröffneten den Zug, ihr Vorreiter bearbeitete die Doppelpauke. Dann kamen die zererschossenen Fahnen, dann die Generalität, dann in einer zweispännigen, offenen Chaise der König selbst.

Sein Gesicht sah kummervoll aus; hart und herbe waren die Lippen zusammengekniffen, nur die herrlichen Adleraugen strahlten in vollem Glanze.

Seine Kleidung war die der übrigen Offiziere, nur ein reichlicherer Schulterbesatz zeichnete sie aus. Er hatte sich in einen dunkeln Militärmantel gehüllt und den Dreimaster tief ins Gesicht gezogen. Biche und Mene, seine beiden Lieblingswindspiele, hatten mit auf dem Wagen Platz; Mene lag träge am Boden, während sich Biche an den König anschmiegte. Dieser sah gerade vor sich nieder und spielte mit seinem Krückstock. Allein fuhr er dahin.

Kein Mensch mag ausdenken, was den starken Geist bewegt. Denkt er an die düstere Zukunft? Ahnt er die furchtbaren Schicksalsschläge des nächsten Jahres? Ahnt er, daß der Krieg, ach, noch so lange dauern und unzählige Opfer verschlingen wird, daß von jenen Offizieren, die vor ihm herreiten, die wenigsten ihre Heimat wiedersehen werden? Blutet sein Herz wohl noch, wenn er an Hochkirch denkt, an den treuen Reith, seinen letzten Freund?

Einsam fährt der königliche Wagen dahin.

In einiger Entfernung kommt ein anderer, ein paar Franzosen sitzen darin, man merkt es an ihrem lebhaften Wesen, der ungestörten Unterhaltung. Der Marquis d'Argens, der Gesellschafter des Königs, ist einer von ihnen. Ein anderer Herr mit schottischem Plaid und Rotelettenbart ist der englische Gesandte. Er wird noch heute dem König zum Frieden raten, zur Herausgabe Sachsens und Schlesiens, zur Abtretung Ostpreußens an Rußland, Pommerns an Schweden, Ostfrieslands an England. Er wird ihm zureden, eine mäßige Kriegsentschädigung an die Mächte zu bezahlen, die Gefangenen ohne Lösegeld herauszugeben und ein Bündnis mit Oesterreich abzuschließen, wie es seine Vorgänger, die verewigten Kurfürsten,

auch gethan. Ferner wird er ihm auseinanderfetzen, daß er sich besser auf Kurbrandenburg beschränken und wie sein Vater fleißig um Landwirtschaft und Bierbrauerei kümmern möge, ohne nach dem Ruhme zu geizen, in Deutschland die erste Geige spielen zu wollen. Nicht die Großmacht, sondern die Großmagd möge Preußen, beziehungsweise Brandenburg fortan im Römischen Reiche spielen, oder den Großknecht. Sein spießbürgerlich und bescheiden solle der König fortan in Berlin oder in Potsdam leben, den englischen Adel mit gebührender Reverenz zum Besuche empfangen, Englands Ratschläge fleißig befolgen, keinen Seehandel treiben und Englands Geld recht schonen.

„O, das Geld!“ sagt der Lord zu seinem Gegenüber, indem er nun laut denkt. „Sie glauben nicht, Marquis, welch' ungeheure Summen uns schon diese Kampagne gekostet hat!“

Der Marquis antwortet etwas darauf, und der Wagen rollt weiter.

Tamtamtamtamtamt! Preußische Infanterie rückt mit Trommelschlag heran.

Sind das die Besiegten von Hochkirch? Diese stolzen Regimenter, die, mit dem Staube des Weges bedeckt, doch so stolz wie zur Parade aufziehen? Ist das das Regiment Graf Geßler, jene braven 8. Kürassiere, die bei Hohenfriedberg zwanzig feindlichen Bataillonen gegenüberstanden und diese in die Flucht schlugen? Ja, sie sind es noch, diese löwenherzigen, unsterblichen Krieger, die dem Tode so oft ins Auge blickten. O, deine Säulen stehen noch fest, mein Preußen! So lange dein Heldenkönig noch solchen Männern gebietet, so lange rede keiner von schmachvollem Rückzuge und schimpflichem Frieden, so lange spreche kein Wichtikus mit hoch erhobenem Zeigefinger von einem Sturze ohnegleichen und von einem erschütternden Ende der Komödie. Preußen lebt noch, es lebt noch der Riesen-

geist in jenem stillen, verschlossenen Manne, der vorn einsam in die neu gewonnene Festung einfährt.

Das Offizierkorps von Reisse begrüßte den König; nur der Kommandant fehlte, er sei unpäßlich, wurde erzählt und auch geglaubt. Major von Borcke mußte ihn vertreten. Der König stieg in der Friedrichsstadt ab und bezog, wie gewöhnlich, in der Bergapotheke seine Wohnung.

Von den mit ihm gekommenen Truppen zog ein Teil sogleich weiter, um anderswo Winterquartiere zu beziehen, denn der Krieg war für dieses Jahr gottlob zu Ende. Sachsen und Schlesien waren von den Oesterreichern geräumt, der König Herr in beiden Ländern. Der Sieg bei Hochkirch hatte dem Feldmarschall Daun nicht den mindesten Vorteil gebracht, er hatte, wie ein ungeschickter Schachspieler, seine Figuren gegen die des Gegners nutzlos getauscht und seine Stellung nur verschlechtert.

Wer in Reisse ein böses Gewissen hatte, der hatte sich bei der Ankunft des Königs sachte empfohlen, unter anderen auch Herr und Frau von Sarfsky. Der stellvertretende Kommandant, Major von Borcke, hatte sie ruhig ziehen lassen; da sie ihr schönes Haus am Ring mit allem Zubehör zurückließen, so war eine Bürgschaft gesichert. Strenge Weisungen hatte er aber in Bezug auf Herrn von Terbrofsky gegeben und zu dem Zwecke angeordnet, daß Civilpersonen nur ein einziges Thor passieren durften.

Die Thorwache that ihre Schuldigkeit und hielt schon in der Frühe eine Kutsche an, die ein adeliges Wappen und dazu noch den Namen Praszka trug. Wilhelm half dabei mit. In dem Wagen saß nur ein Mann, der sofort einem scharfen Verhör unterzogen wurde.

Er gab an, daß er der Baron Terbrofsky sei und nach Glatz zu reisen beabsichtige; er bat, daß man ihn ziehen lassen möge, denn der Weg sei weit und er sehr eilig.

Dieser naive Wunsch, erweckte an der Wache eine stille Heiterkeit. Man fragte den Herrn, ob er seine Pässe von dem Herrn Major bereits erhalten habe, und da er das verneinte, drang man in ihn, sich dieselben zu besorgen, vorher aber aussteigen. Den Weg zu dem Herrn Major würden ihm sechs Mann mit geladenen Gewehren gern und unentgeltlich zeigen. Nun legte sich der Mensch aufs Bitten, es half ihm aber alles nichts, er mußte aussteigen und sich den Weg zeigen lassen und dabei das Hohngelächter in den Kauf nehmen, das die Mannschaft anstimmte.

Manche lachten Thränen und beachteten dabei kaum einen Mönch, der still und gesenkten Hauptes das Thor durchschritt, ohne sich um den Auslauf zu kümmern. Der Gefangene war längst von seiner Begleitmannschaft abgeführt worden, und die Wachsoldaten malten sich schon das schöne Fanggeld aus, das der Major ihnen zufließen lassen würde, als Wilhelm seine Aufmerksamkeit auf jenen Mönch richtete, der mit immer rascheren Schritten seinen Weg fortsetzte und zuletzt lief.

„Hört, Kameraden,“ rief er, „mit der Rutte ist es nicht richtig!“

Setzt fiel das hastige Wesen des Mönches auch den anderen auf. Da warf plötzlich der Mönch das Gewand ab und schwang sich auf ein Pferd, das ihm draußen vor dem Thore zwei Reiter bereit gehalten hatten, die man vorher ebenfalls nicht beachtet hatte.

„Halt! Halt!“ rief der Wachtposten; aber die drei spornten ihre Pferde und jagten davon. Ein Schuß wurde ihnen nachgeschickt, traf aber niemand, und bald waren die Reiter in der Richtung des Gebirges verschwunden. Der Gefangene wurde einem Verhör unterworfen, und es stellte sich bald heraus, daß man es mit einem harmlosen armen Teufel zu thun hatte,

dessen ganzes Vergehen darin bestand, daß er den wahren Jakob hatte entwischen helfen.

Baron Terbrogky war mit Cagliostro und dessen Freunde, dem Werber, in wenigen Stunden sicher über der Grenze. Von da ab ging jeder seine eigenen Wege. Der Werber trat wieder als aktiver Offizier in das Heer ein, da er aber an List und Kniffe und weichliches Leben zu sehr gewöhnt war, so sahen seine Vorgesetzten bald, daß sie ihn nicht in der Front brauchen konnten, und steckten ihn zur Bagage, wo er über Gefangene und Spione die Aufsicht führte. Nach dem Kriege verschwand er im Privatleben. Sein Freund, der Cagliostro, der schlechte Erfahrungen gemacht und noch dazu das meiste erschlichene Geld verloren hatte, schwur, daß er in keinem Lande mehr bleiben wolle, in dem der Krieg das Geschäft verderbe, und wandte sich nach Straßburg in Frankreich. Da er zeitlebens hoch hinaus wollte, so erreichte er nach einem abenteuerlichen Leben sein Ziel: er endete am Galgen.

Herr von Terbrogky aber ging geradeswegs ins österreichische Lager und suchte den General Harsch auf. Er wurde nicht vorgelassen. Gefränkt in seiner Ehre, reiste er nach Wien, ließ sich in der Hofburg melden und um eine Audienz bei der Kaiserin bitten. Er ließ der hohen Frau sagen, daß er gut österreichisch gesinnt sei, daß er seine Ehre und Zukunft der kaiserlichen Sache geopfert und um ein Haar die Festung Reisse ihr gerettet hätte. Als Belohnung erbat er sich ein Offizierpatent. Er irrte sich jedoch gewaltig in dieser hochherzigen Frau. Die Kaiserin weigerte sich, ihn zu empfangen; mit ehrlichen Waffen wolle sie mit ihrem großen Gegner kämpfen.

In seiner Not suchte er seine alten Freunde, den Kammerat und seine Gattin, auf, die es verstanden hatten, sich in Wien ein leidlich trockenes Plätzchen zu sichern. Aber auch hier wollte man nichts von ihm wissen. Frau von Sarsky empfing

ihn gar nicht, sondern sandte ihm nur einen malitiösen Brief, in dem sie ihm vorwarf, daß seine Ungeschicklichkeit den Fall der Festung Reisse verhindert habe. Herr von Sarasky, den er gelegentlich traf, fertigte ihn gleichfalls grob ab; bei diesen schlechten Zeiten müsse jeder für sich selber sorgen. Der Baron lernte somit die alte Regel einsehen: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Da er sich aber immer zudringlicher an den Adel von Wien anhängte, so gab man ihm Gelegenheit, in das lustige Polenland zu kommen. Man empfahl ihn dort einem jungen, etwas beschränkten Adligen, der durch Erbschaft in den Besitz eines großen Vermögens gekommen war. Dieses half er jenem verjuxeln und starb nach einem Jahre an seinen Ausschweifungen. Ein preussisches Kriegsgericht strich seinen Namen aus der Adelsliste, sein Wappen ward zer schlagen, sein Gut eingezogen.

Dasselbe Kriegsgericht verurtheilte auch den leichtsinnigen Kommandanten, General Wallrave, zu lebenslänglichem Gefängnis.



Major von Borcke kam am Morgen nach dem mißglückten Sturm selbst auf die Thorwache und ließ sich von Wilhelm über die Vorgänge dieser stürmischen Nacht genau berichten. Nochmals befahl er ihm tiefes Schweigen über alles.

Drei Tage war der König in Reisse, da wurde Wilhelm durch einen Adjutanten in die Bergapothek befohlen. Er erschrak, denn diese Aufforderung beagte nichts anderes, als daß er dem Könige vorgestellt werden sollte.

Vor der Bergapothek war ein großes Gedränge, obwohl man nicht laut sprechen hörte, denn der König liebte nach der dröhnenden Schlachtmusik die Ruhe. Doppelposten hielten die Wachen und hatten ihre Last, die zahlreich ein- und ausgehenden

Generale, Obersten und Kapitäne recht zu begrüßen. Wilhelm wurde nicht vorgelassen und mußte warten, bis der Major ihn hereinwinkte und freundlich folgen hieß.

„Spreche Er recht deutlich, kurz und bündig mit Seiner Majestät!“ ermahnte er ihn.

Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinauf. Die Kanzlei des Königs war hieselbst eingerichtet worden und bestand aus mehreren Zimmern, die mit bezopften, schwarz gekleideten Herren, Schreibern und Offizieren besetzt waren und einen Blick in die vielseitigen Geschäfte eines Herrschers thun ließen. Ganze Aktenstöße waren von den Domänenkammern angelangt; sie enthielten Ernteberichte, Rechnungen über Pferde- und Korneinkäufe, Entschädigungs- und Unterstützungsgesuche und Rechtsentscheidungen, die der königlichen Genehmigung harreten. In der Militärkanzlei war ein Heer von Urlaubs-, Entlassungs-, Beförderungs- und Heiratsgesuchen zu sichten und zu bewältigen, sowie eine Fülle von Nachweisen über die vorhandenen Vorräte an Waffen, Geld und Lebensmitteln für die Truppen; es gab fast keinen Offizier, der nicht irgend ein Anliegen gehabt hätte, das der vielgeplagte König entscheiden mußte. Dem Kabinett des Königs am nächsten war die Geheimkanzlei, in der die direkten Zuschriften der europäischen Fürsten oder ihrer Vertreter in Empfang genommen und beantwortet wurden.

Im Vorzimmer standen zwei Bediente des Königs. von Borcke näherte sich der Thür und fragte leise: „Ist die Majestät allein?“

„Ja, Herr Major.“

Der Major horchte eine Zeit lang und sagte dann: „Ihr irrt euch wohl, der König kann nicht allein sein, ich höre ihn ja laut reden!“

„Majestät pflegt laut zu lesen,“ antwortete der Diener mit gedämpfter Stimme.

„So,“ meinte der Major und fragte dann: „Ist Seine Majestät in guter Stimmung?“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Gut, dann melde Er mich. Ich hatte dem König versprechen müssen, ihm den Trommler meines Bataillons vorzustellen.“

Der Diener fragte ein wenig an der Thüre und trat dann ein. Das laute Lesen dauerte noch einige Zeit — der König hatte eine Bourdalouesche Predigt vor sich — dann verstummte es. Wilhelm, dem das Herz klopfte, hörte, wie der König drinnen einige Worte mit dem Diener wechselte, dann hörte er, wie ein Stuhl gerückt wurde, und langsame Schritte im Zimmer. Auf einmal begann eine eigenartige Musik: der König blies auf seiner Flöte!

Wilhelm erstaunte, aber von Borcke machte kein überraschtes Gesicht, es war in Offizierskreisen hinlänglich bekannt, daß der König zu seinem Lieblingsinstrumente griff, sobald er sich eine Sache recht überlegen oder eine innere Erregung niederämpfen wollte. Eine Zeit lang ging das Spiel fort, gewandte Läufer und Arpeggien leiteten jenen berühmten Hohenfriedberger Marsch ein, den der kunstsinige Monarch selbst komponiert hatte.

Endlich verstummte das Spiel, und der Bediente kam zurück und öffnete dem Major die Thür, der dem zögernden Jüngling einen Wink gab, ihm zu folgen. Der König stand abgewandt und kramte in Papieren. Er hatte den Dreimaster auf dem Kopfe, den Degen aber abgelegt.

Das Zimmer war so schnell als möglich für den hohen Gast hergerichtet worden. Die Tapeten zeigten Jagdszenen, das steife Sofa und die gradlehnigen Polsterstühle geblümte und gestreifte Muster, die Standuhr mit ihrem Gehäuse, der Spiegel mit seinem guirlandenförmigen Rahmen, die Silhouetten an

den Wänden in ihrer ZopfstEIFheit, alles sah keineswegs königlich aus.

Friedrich drehte sich um und richtete seine Königsaugen auf die Besucher.

„Wie geht es Ihm, Oberst von Borcke?“ rief huldvoll der König.

„Ich weiß nicht . . .“ sprach überrascht der Angeredete.

„Weiß nicht?“ erwiderte scharf der König. „Will Er mir das Recht bestreiten, meine verdienten Offiziere zu graduieren?“

„Meinen unterthänigsten Dank,“ antwortete der beförderte Offizier.

Der König fuhr fort: „Also das ist der Trommler, der mir Festung und Garnison erhalten hat? Er ist ein braver Bursch,“ fuhr er fort. „Welche Belohnung bittet Er sich aus?“

Wilhelm brachte vor Verlegenheit und Ehrfurcht kein Wort heraus.

Da antwortete der Oberst für ihn: „Seine Braut stand im Verdacht, preußische Gelder sich angeeignet zu haben, und auch er selbst war verdächtigt. Die Anzeige kam von einem der Verräter, aber meine Erkundigungen haben ergeben, daß er wie das Mädchen unschuldig ist.“

„Eine Braut hat Er auch? Dann will Er wohl gar am Ende heiraten?“ fragte der König.

Wilhelm bejahte es sehr verlegen.

„Hat Er denn ein Geschäft, das Ihn ernähren kann?“

Wilhelm senkte den Kopf. Der Oberst antwortete für ihn: „Er ist ein Müller, der durch die Kroaten zum österreichischen Militär gepreßt wurde; bei Hochkirch kam er in unsere Hände.“

„Und Seine Mühle?“

„Die ist von den Kroaten verbrannt worden, ließe sich aber wohl wieder aufbauen, wenn etwas Anlagekapital vorhanden wäre.“

Der König drehte sich um, ging zu seinem Schreibtische, warf einige Papiere durcheinander, zog Fächer auf und schloß sie wieder. Endlich hatte er gefunden, was er suchte: zwei Rollen Thaler, gute, harte Thaler, die er hervorzog und dem überraschten jungen Manne darbot.

„Das ist für Ihn. Sorge Er für das Mädchen, und bringe Er alles zum Ende!“

Die letztere Aufforderung richtete er an den Obersten. Dann gab er durch ein Neigen des Kopfes zu verstehen, daß die Audienz zu Ende sei. Mit hochklopfendem Herzen und tiefer Rührung verließ Wilhelm das Gemach des „ersten Dieners“ des preussischen Staates und ohne anders, als militärisch still zu danken, denn Dankesbezeugungen machten den großen Mann unwirksam.

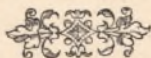
Der menschenfreundliche Oberst entließ noch an demselben Tage Wilhelm aus dem Militärdienste, gab auch Ljesa das mit Beschlag belegte Geld zurück. Dann ließ er sich Wilhelms Trommel reichen, die er in das Kasino der Offiziere bringen ließ. „Sehen Sie,“ sprach er zu den versammelten Herren, „diese Trommel erhielt dem König von Preußen seine Festung Meisse und ihre tapfere Garnison!“

Da drängten sich alle um dieses bedeutungsvolle kriegerische Gerät, und jeder warf so viel Silber darauf, als er entbehren konnte, der Oberst selbst machte den Anfang. Mit ehrendem Zeugnis über seine brave Haltung als Soldat überreichte er Wilhelm die Summe, schenkte ihm dazu ein Paar Beutepferde und einen requirierten Wagen und hieß diesen mit Betten und Möbeln aus dem Sarskyschen „Nachlasse“ als Aussteuer für Ljesa beladen. Mit einem schriftlichen Zeugnisse, daß er für immer aus dem Heere entlassen sei, entließ er ihn freundlich in seine Heimat.

Von der Mühle standen noch die Grundmauern. Wilhelm, der in der ganzen Gegend bald für einen reichen Mann galt, baute sie wieder auf und erlebte glückliche Zeiten mit seiner jungen, einfachen, aber wackeren Hausfrau. Der alte Müller war lange tot; er war wirklich damals beim Einfall der Kroaten am Wehr ums Leben gekommen. An derselben Stelle, wo er so schweres Unglück erlitten, baute Wilhelm sein neues Glück auf. Es ist eine alte Erfahrung: und hätte der Deutsche noch so viel Leid und Unglück auf seiner Scholle erlitten, er vermag sich von ihr nicht zu trennen, und es zieht ihn aus der weiten Welt immer wieder in die Heimat zurück.

Es fügte sich aber auch, daß der neue Müller noch in späteren Jahren eine Reise nach Süden antreten mußte, in der er bis nach Innsbruck kam, und da machte er mit Freuden den kleinen Abstecher ins Kaunser Thal, um dem trauernden Tiroler Mädchen, das den gleichen Vornamen führte wie seine Frau, den letzten Gruß und das Liebeszeichen jenes in fremder Erde begrabenen Tiroler Scharfschützen zu bringen, dem er vor seinem Hinscheiden noch hatte einen kleinen Dienst erweisen können. Er fand sie auch, und sie hatte den Treuen noch nicht vergessen und war innetwegen ledig geblieben.

In Wilhelm aber wurde da die Erinnerung an sein eigenes Schicksal wieder lebendig, das auch seinem Herzensbunde schwere Kämpfe und das Weh der Trennung nicht erspart, ihn aber doch zu einem guten Ende geführt hatte. Für ihn war jenes ereignisvolle Jahr die schlimmste und doch auch wieder die glücklichste Zeit seines Lebens geworden.



Anhang.

Der Feldmarschall **Reith**, geboren 1696, stammte aus einer der vornehmsten schottischen Familien und war nach seiner Flucht aus der Heimat, die er wegen politischer Umtriebe unternehmen mußte, in spanischen, russischen und zuletzt in preussischen Diensten, kämpfte gegen Türken, Schweden, Oesterreicher und Franzosen (bei Rossbach) mit Auszeichnung und fiel bei Hochkirch. In der Kirche dieses Ortes ist sein Denkmal zu sehen, auch in Berlin wurde ihm von seinem dankbaren Könige eine Bildsäule errichtet. Er und sein Bruder waren die letzten des alten Geschlechts.

Der General **Wallrave** (oder **Wallrawe**) ist von Friedrich dem Großen aus holländischen Diensten übernommen worden und vielleicht besser als sein Ruf. An dem Fort Preußen ließ der König folgende Inschrift anbringen:

„Friedrich II., König von Preußen, hat diese neue Festung nach seiner eigenen Einrichtung gebaut, den Grundstein selbst gelegt im Jahre 1743, 30. Mai, und das Werk vollziehen lassen durch Generalmajor v. Wallrawe.“

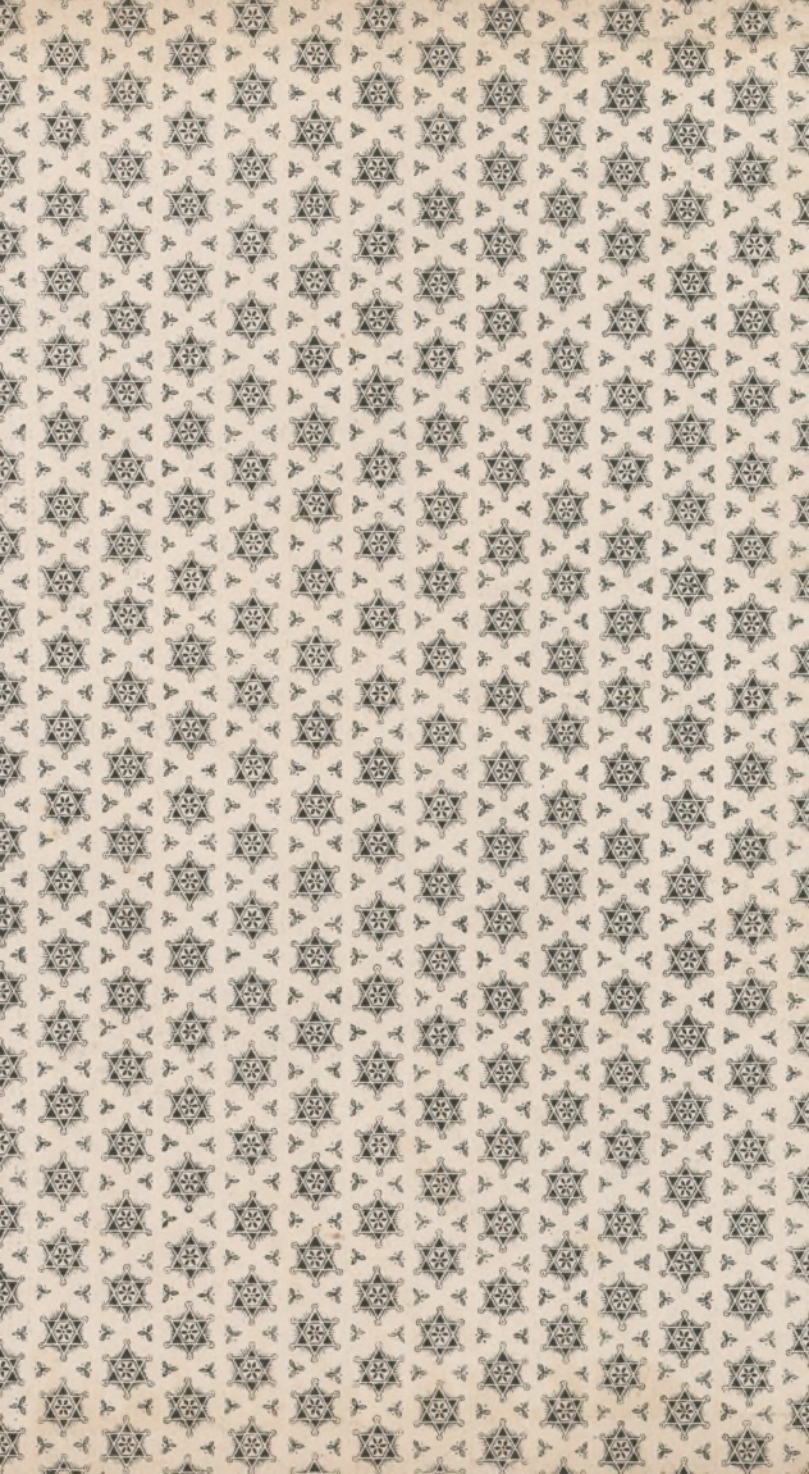
In diesen Worten ist die Bedeutung des Mannes gekennzeichnet. Wallrawe war der erste Chef des preussischen Ingenieurcorps, zugleich auch der erste Kommandant von Neisse. Als solcher legte er, wie es in seiner Heimat üblich war, zwei Befestigungslinien an und dazwischen kleine Einzelwerke mit bald trockenen, bald nassen Gräben. Der König scheint ihn nicht geliebt zu haben, in einer Ranglistenbemerkung wollte er die von dem Kommandanten vorgeschlagene Strafversetzung eines Offiziers nicht billigen, malgré Wallrawe et le diable.

(Nach Pochhammer, Oberstleutnant von N.)

Neisse. Die Stadt ist sehr alt und hat auch in früheren Zeiten viel durch Kriegsgefahr gelitten (Tataren 1241, Hussiten 1428, 1475). Seit dem 2. Nov. 1741, dem Einzuge Friedrichs des Großen, ist es preussisch. Die geschilderte Belagerung durch die Oesterreicher fand vom 24. August bis 6. Nov. 1758 statt. Im Jahre 1769 fand hier eine Begegnung Friedrichs II. mit Kaiser Josef II. statt. In diesem Jahrhundert kam die Festung für kurze Zeit (bis 1808) in französische Hände.



60, //



Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

8971 \$



001-008971-00-0